

Maximilian Weigl

# DIE MAKELLOSEN



AMMERBUCHER SCHREIBZIRKEL



MAXIMILIAN WEIGL

# DIE MAKELLOSEN

VERÖFFENTLICHTE VERSION

2. MAI 2010

NEU ÜBERARBEITET IM

FEBRUAR 2021

Dieses Buch wurde unter der  
Creative-Commons-Lizenz BY-NC-ND veröffentlicht.



In Worten bedeutet das:

**Die Weiterverbreitung ist erwünscht.**

Sei es per E-Mail, ausgedruckt oder über Tauschbörsen:

Du hast durch diese Lizenz den Segen, all dies zu tun.

**Mein Name muss als Autor genannt werden.**

Nicht mehr und nicht weniger.

Der Name Maximilian Weigl muss immer dabeistehen,

wenn du dieses Dokument verbreitest.

**Die Verbreitung darf nur unkommerziell geschehen.**

Schlicht: Es ist verboten, Geld dafür zu verlangen, egal wo, wann, warum und wieviel.

**Das Dokument darf nicht verändert werden.**

Das heißt, das Schriftstück darf weder gekürzt, verlängert, noch sonstwie abgeändert werden. Eine Überführung in ein anderes Medium (z.B. in ein Hörbuch) geht in Ordnung, jedoch würde ich es begrüßen, wenn ihr mich in so einem Fall kontaktiert.

## Tonband

Ich war nicht paranoid. Aber das wurde mir erst später klar.

*Ist es in Ordnung, wenn ich das Tonband mitlaufen lasse? Für meine Akten?*

Ja, Ja, natürlich.

*Also, Sie hielten sich selbst für paranoid?*

Am Anfang natürlich nicht. Nur weil einer denkt, er würde verfolgt, ist er doch nicht gleich paranoid, oder?

*Freilich nicht. Was war das für ein Gefühl? Diese Vorstellungen, verfolgt zu werden: Wann traten sie auf?*

Erst nur ganz selten. Es fing damit an, dass ich mehrmals am Tag ein und demselben Mann begegnete. Also, ich sah ihn dann und wann irgendwo stehen, an der Bushaltestelle, im Supermarkt oder im Park, wenn ich mittags spazieren ging.

*Aber hätte es nicht auch sein können, dass dieser Mann einfach nur einen ähnlichen Lebenswandel besaß wie Sie? Ich meine, wenn Sie jeden Tag zur selben Zeit in die Universität gefahren sind, und dieser Mann jeden Tag zur selben Zeit ins Geschäft, dann ist es doch nur verständlich, wenn Sie einander immer begegnet sind.*

Das ist richtig. Am Anfang dachte ich mir ja auch nichts groß dabei. Aber dann wurde mir dieser Kerl unheimlich.

*Inwiefern?*

Ich war vorsichtiger geworden. Ich beobachtete meine Umgebung, und ab und zu, wenn ich mich umdrehte, hatte ich für kurze Zeit das Gefühl, das Gesicht dieses Mannes gesehen zu haben und wie er sich hinter den anderen Passanten verbarg, umdrehte und so tat, als sei nichts gewesen.

*Sie hatten das Gefühl? Also haben Sie ihn nicht wirklich gesehen?*

Ich war mir nicht sicher. Mit der Zeit wurde das Gefühl, verfolgt zu werden, stärker. Ich glaubte, dass nun auch andere Menschen jeden Tag zufällig immer dort waren, wo ich mich gerade aufhielt. Das bestärkte mich freilich nicht. Ich vermutete, dass dieser Mann inzwischen vielleicht wirklich zu auffällig geworden war und nun andere eingesetzt wurden, um mich zu beschatten.

*Wer, glaubten Sie, hätte Grund gehabt, Sie auszuspionieren?*

Hätte ich das gewusst, hätte ich mir nicht so viele Gedanken zu machen brauchen, ob ich nun wirklich verfolgt wurde oder einfach nur sehr gestresst war. Jedenfalls fühlte ich mich in der Stadt nicht mehr sicher. Wann auch immer es ging, vermied ich es, zur Uni zu fahren, und blieb stattdessen zu Hause, kurbelte die Rollläden runter und sah fern. Das war eigentlich gar nicht meine Art. Meine Freunde dachten wohl, ich sei krank. Sie haben mich oft angerufen, um zu fragen, wie es mir gehe und ob ich denn nicht irgendwas mit ihnen unternehmen wolle, in eine Kneipe gehen oder so. Ich wusste, dass diese Einladung vielleicht der letzte Zeitpunkt war, an dem ich die Kurve noch hätte kriegen können.

*Sie haben also nichts mehr mit Ihren Freunden unternommen?*

Ja. Die meisten sagten, ich sei paranoid. Am Anfang habe ich das vehement abgewiesen, aber je länger ich darüber nachdachte, desto klarer wurde mir, dass sie eigentlich Recht hatten. Ich meine, ich saß abgeschottet und im Dunkeln in meiner Einliegerwohnung und traute mich nicht mehr hinaus. Und da saß ich nun. In der Gewissheit, paranoid zu sein und nicht zu wissen, was ich dagegen tun konnte.

*Haben Sie Ihren Eltern davon erzählt? Oder Verwandten?*

Nein. Zu meinen Verwandten habe ich keinen Kontakt, und meine Eltern ... na ja, die waren ehrlich gesagt froh, als ich von zu Hause fortgezogen war.

*Also waren Sie alleine mit diesem Problem. Haben Sie versucht, dagegen anzugehen?*

Ich habe oft geredet.

*Mit wem?*

Mit George. Er war der einzige, den ich noch in meine Wohnung ließ. Wir kannten uns ja seit der siebten Klasse. Mit ihm habe ich dann über meine Krankheit geredet, und er hat wirklich alles versucht, sie mir auszureden. Er wollte mit mir in die Stadt gehen. Zum Umsehen und Beobachten. Er meinte, wenn ich selbst jemanden ungesehen verfolgte, wenn ich selbst in die Rolle des Stalkers schlüpfte, dann würde meine Angst verfliegen.

*Haben Sie den Rat befolgt?*

Nein. Meine Angst war einfach zu groß. Jede Stunde untersuchte ich das Telefon nach einer Abhörvorrichtung und jede dunkle Ecke nach einer Kamera. Natürlich erfolglos, aber ich redete mir ein, einfach nicht richtig gesucht zu haben. Ich war selbst dann so unruhig, wenn George bei mir war.

*Wie lange war er bei Ihnen?*

Zwei Wochen. Er besuchte die Veranstaltungen an der Uni nicht mehr, sondern war den ganzen Tag bei mir. Er wollte mich überreden, zur Uni zu gehen; schließlich ist der Preis für ein verlorenes Semester ziemlich hoch. Ich bin aber weiterhin zu Hause geblieben. George ging lediglich zum Einkaufen nach draußen. Wir kochten zusammen, sahen uns Filme an und spielten Videospiele. Wie in den alten Zeiten, als wir noch jünger waren. Irgendwann hatte ich beinahe das Gefühl, in Sicherheit zu sein. Aber dann ging er wieder. Er wollte die restlichen Sitzungen noch besuchen, sonst hätte er das Semester wiederholen müssen. Das verstehe ich. Und abends kam er mich ja auch immer besuchen.

*Aber?*

Aber den Rest der Zeit war ich eben alleine. Und dann machte ich mir wieder Gedanken. Den ganzen Tag wartete ich darauf, dass George zurückkäme, und insgeheim hatte ich sogar die Befürchtung, er würde mich plötzlich fallenlassen und mich von einem Tag auf den nächsten nicht mehr besuchen. Aber er kam, wie versprochen, jeden Abend und blieb bis zum Morgen. Nur diesen Abend nicht.

*Was für ein Abend war das?*

Eigentlich ein ganz normaler Freitagabend im frühen Herbst, bis auf die Tatsache, dass George zu seinen Eltern fahren und erst einen Tag später kommen wollte. Ich lag zugedeckt auf meiner Couch, es war so gegen elf Uhr abends, und ich sah mir erst die Spätnachrichten und dann eine Trickserie an, die mich auch in der hundertsten Wiederholung noch aufmuntern konnte.

Inzwischen hatte ich es mir angewöhnt, bei gedämpftem Licht fernzusehen, obwohl mich das Flackern des Fernsehers immer zu den kühnsten Theorien inspirierte, was für Abhörgerätschaften in den tanzenden Schatten lauern mochten. Aber, wie George gesagt hatte, wenn ich schon nicht hinausging, sollte ich mich wenigstens zu Hause so verhalten, als sei ich »normal«. Er sagte das immer mit so einem Grinsen im Gesicht, das mir verriet, dass er mein Verhalten immer noch mit Humor nahm. Ganz sicher war ich mir inzwischen aber nicht mehr.

Ich saß auf meiner Couch und hatte einen Teller Nudeln mit Hackfleisch auf dem Schoß, in denen ich etwas lustlos herumstocherte. Obwohl die Nudeln vorzüglich waren, schmeckten sie mir an diesem Abend nicht so gut. Es ist einfach was anderes, wenn man alleine essen muss. Als ich aber bemerkte, wie hungrig ich eigentlich war, warf ich die Schwermut für einen kurzen Moment über Bord und schlang das Essen geradezu in mich hinein.

Das Telefon klingelte. Ich vermutete, es würde einer meiner Freunde sein, sich zu erkundigen, ob ich wieder in Ordnung sei; dennoch hatte ich die Hoffnung, es könnte auch George sein, der sich nach meinem Wohlbefinden erkundigen wollte.

Ich nahm ab und meldete mich.

»Lucas? Hör mir zu! Dein Telefon wird abgehört. Geh nach draußen in die Telefonzelle! Schnell!« Aufgelegt. Die klare Stimme einer jungen Frau. Ich war verunsichert und überlegte kurz, ob mir jemand einen Streich spielen wollte. Ich war mir sicher, die Stimme nicht zu kennen, aber es war gut möglich, dass es irgendjemand aus den Cliquen meiner Freunde war, die nun zusammen in



einem Zimmer hockten, um sich über mich lustig zu machen. Ein Blick auf das Display des Mobilteils zeigte mir nur »unbekannter Anrufer«. Hätte ich den Anruf in jenem Moment als nicht sehr komischen Scherz abgetan, so hätte ich mich wohl wieder hingewetzt, weiter Nudeln gegessen und ferngesehen. Aber ich tat es nicht. *Abgehört*. Dieses Wort allein hatte genügt, mich in meiner Wohnung so unsicher fühlen zu lassen, dass ich es tatsächlich vorzog, vor die Tür zu gehen.

Ich stand im Dunkeln vor der Treppe, die von meiner Einliegerwohnung im Keller des Hauses hinauf auf die von gelbem Blattwerk überhangene Einfahrt führte. Kurz spielte ich mit dem Gedanken, ob der Anruf eine Art Therapie hatte sein sollen, und sie hatte ja auch funktioniert, denn ich war aus meiner Wohnung getreten. Dennoch zweifelte ich daran.

Es war kühl. Der Herbst hatte viele Blätter schon gelb und rot gefärbt, und jeder Windstoß ließ wieder ein paar zu Boden segeln, wo sie raschelten und mich Schatten durchs Unterholz schleichen sehen ließen. Ich wollte gerade zurückgehen, da hörte ich ein Klingeln, leise und gedämpft. Mir kam die Telefonzelle in den Sinn, die keine fünf Meter von der Einfahrt entfernt ihr gelbes Licht gegen die wankenden Büsche warf. Ich stieg die Treppe empor und schlich in Hausschuhen über die kalten Fliesen. Eine Scheibe der Telefonzelle war zerbrochen. Das Telefon klingelte noch immer. Ich sah mich vorsichtig um, als ich die Kabine betrat, und nahm den Hörer ab. »Ja?« Mehr als ein Flüstern brachte ich nicht heraus.

»Lucas?« Die Stimme von eben.

»Ja?«

»Okay. Hier hört uns niemand. Du musst, so schnell es geht, verschwinden, hörst du?«

»Mit wem sprech ich denn?«

»Ich bin's, Lucas. Sophia.«

»Ich kenne keine Sophia.«

»Egal. Hör zu! Du hast nicht viel mehr als eine halbe Stunde Zeit. Pack ein paar Sachen zusammen und verschwinde aus Milton!

Fahr nach Wither! Und nimm öffentliche Verkehrsmittel! Wir treffen uns morgen Mittag punkt dreizehn Uhr im Café Fontana auf dem Eisenmannplatz. Du wirst mich erkennen. Ich bin recht ... auffällig. Hast du alles verstanden?»

»Ja, aber ...«

»Sie sind schon auf dem Weg.« Aufgelegt.

Ich blieb etwa zwei Minuten in der Kabine stehen und dachte über das Gespräch nach, war mir nicht sicher, was ich davon halten sollte. Sophia. So sehr ich es auch versuchte, ich konnte mich nicht an eine Sophia erinnern; sie hingegen schien mich zu kennen. Das war allerdings keine Seltenheit: Ich blieb den Leuten meist länger im Gedächtnis als sie mir. Ein kleiner Funken der Vertrautheit zündete in mir, und ich beschloss, dem Rat des Mädchens zu folgen. Da ich ohnehin seit Wochen das Gefühl hatte, verfolgt zu werden, und mir Sophia in ihren Andeutungen ja fast einen Beweis dessen geliefert hatte, rannte ich, ohne weiter zu zögern, in meine Wohnung, warf mein Studienmaterial aus dem Rucksack und packte stattdessen etwas Unterwäsche sowie die letzten Reste an Essbarem ein. Die Küche, in der auf der Spüle zwei Teller, ein Topf, Essbesteck und ein Fleischmesser mitsamt den eingetrockneten Resten des letzten Essens lagen, das George mir zubereitet hatte, ließ ich unberührt zurück. Ich überlegte, die Festplatte meines Computers auszubauen, damit sie niemandem in die Hände fiel, aber ich hatte nichts darauf gespeichert, was für irgendjemanden von Interesse gewesen wäre; also schaltete ich den PC lediglich aus. Ich packte noch Weiteres in den Rucksack: meinen Geldbeutel, ein paar alte Quittungen, die noch auf dem Tisch lagen, ein Streichholzbriefchen sowie einen Funkwecker. Ein letztes Mal kontrollierte ich die Wohnung, dann schaltete ich alle Lichter aus, trat ins Freie und schloss ab, ließ den Schlüssel in meine Jackentasche gleiten.

Mit einem unerwarteten Gefühl der Vorfreude lief ich durch Milton. Es herrschte vollkommene Stille in dem kleinen Ort. Aus den Fenstern der Häuser drang flackerndes Licht auf die Straße.

Als ich vorbeiging, sah ich auf der Mattscheibe einen aktuellen Comedystar sein Bühnenprogramm halten, während Eltern und Kinder neben leer gegessenen Tellern saßen. In jenem Moment spürte ich Einsamkeit, doch ich liebte sie. Sie gab mir Sicherheit vor Verfolgern, denen ich voraus war, vielleicht nur eine Viertelstunde. Aber was würden sie tun, wenn sie meine Wohnung aufbrächen und mich nicht vorfänden? Wo würden sie suchen? Würden sie durch das Dorf fahren in der Hoffnung, mich irgendwo aufspüren zu können? Würden sie auf meiner Couch warten, bis ich wiederkäme? Oder beides? Ich wusste nichts über meine Verfolger, weder, wie viele es waren, noch, was sie wollten.

Ich stand keine zwei Minuten an der Haltestelle, als der letzte Nachtbus einfuhr. Erleichtert, endlich verschwinden zu können, zeigte ich dem Fahrer mein Monatsticket und setzte mich in die Mitte des Busses. Weiße Leuchtstoffröhren tauchten das Innere des Wagens in ein unbequem helles Licht. Als ich mein Spiegelbild in der Scheibe sah, rutschte ich tief in den Sitz und hielt meinen Kopf, damit man mich von außen nicht sehen konnte. Die Fahrt zum nächsten Bahnhof dauerte nur zehn Minuten.

Die zwei Gleise des Bahnhofs von Tristleburgh, einem Ort kaum größer als Milton, war verlassen. Im Schatten des Unterstands versuchte ich, die Abfahrtszeiten zu lesen, als ich einen Zug einfahren sah. Ich zog mir am Automaten hastig ein Ticket nach Wither und stieg ein. Der Zug war fast leer, und so konnte ich mich in eine freie Vierergruppe setzen. Als ein Mitarbeiter des Zugpersonals durch den Gang lief und Fahrkarten kontrollierte, fragte ich, wie lange denn die Fahrt nach Wither dauern würde. Der junge Mann antwortete mir, der Zug würde punkt drei Uhr fünfundzwanzig nachts ankommen. Ich nickte, zeigte ihm das Ticket und warf, als er weiterging, einen Blick auf meine Armbanduhr. Also noch knappe vier Stunden.

Zwei Haltestellen später stieg eine ältere Frau ein und setzte sich zu mir. »So spät noch mit dem Zug unterwegs?«, fragte sie. Ich

suchte in ihrem Lächeln etwas, das sie als einen meiner Verfolger enttarnte. Ich fand nichts.

»Ja. Ist nicht so voll um die Zeit«, entgegnete ich.

»Wissen Sie, junger Mann, ich komme aus God's Wall. Ich bin heute Nachmittag von dort losgefahren, weil ich da meine Cousine besucht habe, und möchte nach Everest weiter. Dort wohne ich. Waren Sie schon mal dort?«

»Nein, noch nicht. Ich komme nicht so viel rum. Ich treffe mich mit jemandem in Wither. Nach Everest ist es aber noch etwas weiter, oder?«

»Ja. Ich komme wohl erst morgen Mittag dort an. Ich steige in Wither in einen schnelleren Zug um.«

»Ist zu empfehlen. Das hier ist ja der reinste Bummelzug.«

Die Frau lächelte, zog eine Lesebrille und ein Buch aus ihrer Lederhandtasche. Es war ein Bildband über Albatrosse.

## George

Unruhig rutschte George auf seinem Sessel hin und her und starrte auf das Telefon. Er zögerte kurz und wollte einen Moment lang das altgriechische Textbuch aufschlagen und ein paar Passagen übersetzen, da überkam ihn erneut Sorge. Er erhob sich, nahm den Hörer von der Schale und wählte Lucas' Nummer. Freizeichen. Freizeichen. Freizeichen. Dann legte George auf und warf einen flüchtigen Blick auf den Kalender. Es war Dienstagabend. Seit er letzten Freitag von Lucas aufgebrochen war, um zu seinen Eltern zu fahren, hatte George nichts mehr von seinem Freund gehört. Niemand ging ans Telefon, und als er dort gewesen war, hatte ihm niemand die Tür geöffnet. Er hatte noch gerufen, dass er es sei und Lucas keine Angst zu haben brauche, doch in der Wohnung war es still geblieben, als sei Lucas gar nicht zu Hause gewesen. George dachte an die Verfassung seines Freundes, die Angst vor Verfolgen, und schüttelte den Kopf. Es war unmöglich, dass Lucas die Wohnung verlassen hatte und nun irgendwohin gefahren war, ohne ihm Bescheid zu geben. George hatte verschiedene Leute angerufen, ein paar Freunde von Lucas, doch diese wussten nichts über dessen Verbleib. Auch bei seinen Eltern war er nicht. Besorgt lief George auf und ab, wartete immer noch auf einen Anruf von Lucas: »Ja, hi, George. Ich war nur ein paar Tage weg. Hab Urlaub gemacht.« Oder: »Du hättest dir keine Sorgen zu machen brauchen, ich war nur tagelang draußen und hab meine Freiheit genossen.« George wusste selbst, wie unwahrscheinlich das klang. Das Telefon blieb weiterhin stumm.

Als George sich endgültig an seinen Schreibtisch setzte und eine

altgriechische Komödie aufschlug, klingelte es an seiner Wohnungstür. Beinahe vorfreudig eilte George zur Tür und öffnete sie in der Hoffnung, in Lucas' Gesicht zu blicken.

»Zalman«, sagte der knapp Vierzigjährige, der sich die Schuhsohlen auf dem Fußabtreter trockenrieb und George einen Ausweis vor das Gesicht hielt. »Hauptkommissar Zalman. Von der Mordkommission. Das sind meine Kollegen.« Er zeigte zu zwei Uniformierten, die mit verschränkten Armen hinter ihm standen. Er selbst trug einen Trenchcoat und sah mit seinem ungleichmäßigen Dreitagebart und dem Hut wie ein abgehalfterter Privatdetektiv aus, der einem Groschenroman entsprungen war. »Dürfen wir reinkommen?« Wortlos zeigte George in seine Wohnung, und die Polizisten traten ein. »Darf ich?«, fragte Zalman und deutete auf das Sofa. George nickte, und der Kommissar setzte sich. George entging nicht, dass die Polizisten neben der Wohnungstür stehen blieben und die Arme weiterhin verschränkt hielten.

»Mr. Lincon, Sie kennen Lucas Wind?«, fragte Zalman.

»Wir sind befreundet«, erklärte George und setzte sich vorsorglich.

»Dann muss ich Ihnen leider berichten, dass ihr Freund Selbstmord begangen hat.«

George verspürte keinen Schmerz. Keine Schuld. Er wusste nur, Schmerz und Schuld waren gerade erst von zu Hause losgefahren. Sie würden etwas verspätet bei ihm klingeln.

»Er wurde gestern Nachmittag aufgefunden«, erklärte Zalman weiter. »In seiner Wohnung. Sein Vermieter hat beim Rasenmähen durch einen Spalt im Rollladen bemerkt, dass er auf dem Boden lag. Eine Überdosis sehr starker Schmerzmittel, gemischt mit einer halben Flasche Rum.«

»Selbstmord?« Ungläubig krallte sich George an der Lehne des Stuhls fest, auf dem er saß. »Aber ... das glaube ich nicht. Das kann nicht sein.« Er bemühte sich, einfach nur da zu sein. »Wieso?«

»Wir hofften, das von Ihnen zu erfahren. Seine Eltern konnten

uns leider keine Auskunft geben. Auch seine Freunde, die wir in seinem Adressbuch gefunden haben, wussten nur, dass er sich in letzter Zeit seltsam verhalten hatte. Wissen Sie Näheres darüber?«

»Ja. Ja. Er wurde verfolgt. Also – zumindest dachte er das. Er hatte Wahnvorstellungen und traute sich nicht mehr aus dem Haus. Letzten Freitagmorgen war ich noch bei ihm und bin dann zu meinen Eltern gefahren. Als ich zurückkam, hat keiner die Tür aufgemacht. Da war er vielleicht schon ...«

»Der Selbstmord geschah gestern am frühen Morgen. Hatte ihr Freund wegen ... seiner Probleme ... einen Arzt konsultiert?«

»Ich wollte ihn dazu überreden, aber er hat immerzu abgelehnt. Er brauche sowas nicht, hat er gesagt. Aber vielleicht war das alles doch zu viel für ihn. Wäre ich doch nur bei ihm geblieben.«

»Keinen Arzt, sagen Sie? In seinem Briefkasten lag eine Rechnung. Von einem Psychotherapeuten namens Doppler. Seine Praxis liegt in Terran Reed, einem Vorort von Wither. Sagt Ihnen das was?«

»Doppler? Nein, nie gehört. Also, ich kannte Lucas sehr gut. Wir waren eng befreundet. Ich hätte es bestimmt gewusst, wenn er bei einem Therapeuten gewesen wäre.«

»Offenbar hatte ihr Freund am Sonntag noch eine Sitzung bei ihm. Doppler hat uns das Tonband überlassen, auf dem sie aufgezeichnet wurde. Das Band befindet sich noch bei uns und muss erst ausgewertet werden.«

Als George sich etwas beruhigt und den ersten Schmerz um den Verlust seines Freundes heruntergeschluckt hatte, beschlich ihn ein ungutes Gefühl. Er schielte zu den Polizisten, die an der Tür standen und sich nicht rührten. »Sagen Sie, Mr. Zalmann«, begann er. »Was wollen Sie noch?«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich frage mich, warum ausgerechnet Sie zu mir kommen. Soweit ich weiß, fällt Selbstmord nicht zu den Aufgabenbereichen der Mordkommission. Glauben Sie etwa nicht an einen Selbstmord?«

»Jetzt haben Sie mich erwischt, bevor ich dazu kommen konn-

te.« Zalmann versuchte, freundlich zu wirken, scheiterte aber. »Ja, ich zweifle an der Selbstmordtheorie. Ich meine, in der Tat bestehen nicht die leisesten Zweifel, dass ihr Freund die Schmerzmittel und den Alkohol zu sich genommen hat, aber ... er war nicht der einzige Tote in der Wohnung.«

»Wie bitte?«

»Neben ihm lag eine junge Frau, erstochen mit einem großen Fleischmesser, an dem sogar noch Essensreste klebten. Ihr Name ist Sophia Ground. Sagt Ihnen dieser Name etwas?«

»Sophia Ground? Nein. Der Name ist mir unbekannt. Es ist zumindest niemand von Lucas' Freunden. Da ist keine Sophia dabei, das weiß ich genau. Glauben Sie etwa, Lucas hätte diese Frau ermordet und dann Selbstmord begangen? Das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Es ist eine Möglichkeit.«

»Ich nehme an, es gibt auch eine andere?«

»Sie kommen mir schon wieder zuvor. Ja, Sie haben Recht. Am Griff des Messers fand die Spurensicherung nämlich nicht nur die Abdrücke von Mr. Wind – sondern auch Ihre, Mr. Lincon.«

George blieb ruhig, was den Hauptkommissar zu verunsichern schien. Wahrscheinlich hatte der damit gerechnet, George würde zusammenzucken und sich somit verraten. »Das kann durchaus sein, Mr. Zalmann. Da ich letzte Woche regelmäßig für Lucas gekocht habe, sind meine Fingerabdrücke natürlich auf dem Griff.«

»Dann macht es Ihnen bestimmt nichts aus, wenn wir Ihre Kleider nach Blutspuren untersuchen und Sie auf dem Präsidium ihre Aussage machen, oder?«

»Hören Sie! Sie kommen hier hereinspaziert und erzählen mir, dass einer meiner besten Freunde tot ist, dann tischen Sie mir auch noch einen Mord auf und beschuldigen mich. Mich! Aber bitte! Durchsuchen Sie von mir aus alles. Und ich werde Ihnen tausend Aussagen machen, wenn Sie wollen. Sie können mich sogar festnehmen, wenn's sein muss.«

»Ist ja gut. Beruhigen Sie sich! Ich denke, auf eine Festnahme



können wir verzichten. Dazu reichen ein paar Abdrücke ohnehin nicht aus.« Zalmann erhob sich und nickte zu dem einen Polizisten. »Tiller, Sie bleiben hier und durchsuchen die Wohnung!«

»Jawohl, Mr. Zalmann.«

Zalmann führte George das Treppenhaus hinab und setzte ihn auf die Rückbank des dunkelgrauen Wrightman, auf dessen Dach ein Blaulicht montiert war. Der andere Uniformierte setzte sich neben George. Das Präsidium lag nicht weit von der Wohnung entfernt. Für George jedoch schien die Fahrt ewig zu dauern.

Als er wenige Stunden später wieder nach Hause kam, inzwischen war es nach Mitternacht und der Polizist, der die Wohnung durchsucht hatte, war bereits gegangen, warf sich George auf sein Sofa und weinte. Das hatte er den ganzen Abend schon wollen. Schreien wollte er, die Faust ballen, sich schlagen und treten, dass er nicht bei Lucas geblieben war am letzten Freitag. Wieso hatte er einen Anstandsbesuch bei seinen Eltern seinem Freund vorgezogen, der in Not gewesen war? Warum bloß?

Nun war Lucas tot. George saß eine Stunde lang schweigend auf dem Sofa, bis er das begriffen hatte. Und er selbst stand unter Verdacht, nicht nur diese Frau ermordet, sondern auch seinen Freund zum Selbstmord gezwungen zu haben. Zalmann hatte sich während des Verhörs nicht anmerken lassen, was er über den Ablauf dachte, den George dreimal erläutert hatte. Wenigstens saß er nun nicht in Untersuchungshaft. Zalmann hatte George aber ausdrücklich angewiesen, die Stadt nicht zu verlassen, bis die Ermittlungen endgültig abgeschlossen wären.

Obwohl George aufgewühlt war und seine Gedanken unruhig um den letzten Freitag kreisten und alle Geschehnisse rekapitulierten, schlief er auf dem Sofa ein.

Die Türklingel weckte ihn. Vor den Fenstern war alles dunkelgrau und verschwommen. Die Digitaluhr zeigte 2:33.

Weil George nicht noch einmal von einem unwillkommenen Gast überrascht werden wollte, spähte er durch den Spion. Vor der

Tür stand ein kleingewachsener Mann um die Vierzig. Seine Haare waren lang, zerzaust und glänzten vor Fett. Die Kleider, die er trug, sahen aus wie aus der Altkleidersammlung. Wahrscheinlich ein Penner, dachte sich George, der mir sein Straßenmagazin andrehen will. Aber um diese Zeit? »Gehen Sie! Ich bin beschäftigt«, rief er durch die Tür.

»Aber Mr. Lincon. Es ist wichtig.«

»Es ist spät. Hauen Sie ab!«

»Es geht um ihren Freund. Lucas Wind. Ich fürchte, ich bin an seinem Tod schuld.«

George öffnete die Tür. Ein unangenehmer Geruch drang herein. Der Mann auf dem Fußabtreter bot ein Bild des Elends. George musterte ihn eindringlich.

»Verzeihen Sie meinen Aufzug, Mr. Lincon. Gestatten: Theodore Long.«

»Kommen Sie herein!« George bat den Mann nur widerwillig in seine Wohnung. Aber wenn er wirklich etwas über Lucas' Tod wusste ...

»Ich danke Ihnen.« Long betrat die Wohnung und hängte seinen alten Trenchcoat auf die Lehne eines Stuhles. George schloss die Tür. »Möchten Sie ... duschen, Mr. Long? Und frische Kleider anziehen? Sie sehen ziemlich mitgenommen aus.«

»Das ist sehr freundlich von Ihnen.« George suchte ein paar alte Kleider zusammen, mit denen Long im Badezimmer verschwand. Während der seltsame Mann sich duschte, stellte George ein Fertiggericht in die Mikrowelle und deckte den Esstisch für eine Person. Als Long frisch geduscht und mit neuer Kleidung aus dem Badezimmer trat und das Essen sah, stürzte er sich sofort darauf. Erst, als er den letzten Rest auf die Gabel geschaufelt und verschlungen hatte, begann George: »So, und nun nochmal von vorne: Sie behaupten also, am Tod von Lucas schuld zu sein?«

»Das glaube ich, ja.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich bin nicht ganz sicher.«

»Waren Sie schon bei der Polizei?«

»Das war ich, aber die haben mich weggeschickt.«

»Wieso?«

»Ich glaube, was ich denen erzählt habe, war zu viel für ihre engstirnigen Beamtenköpfe. Deshalb warne ich Sie gleich im Voraus: Was ich erlebt habe, klingt aberwitzig und erschütternd.«

»Mich kann heute nichts mehr erschüttern.«

»Ihr Freund, Lucas, er wurde verfolgt. Das wissen Sie vermutlich, und *ich* weiß, von wem er verfolgt wurde. Aber ich will nicht rückwärts erzählen. Sie werden mich besser verstehen können, wenn Sie die ganze Geschichte hören.«

## *Theodore*

Ich bin in einer sehr einfachen Familie aufgewachsen. Gymnasium, Studium – das waren Dinge, von denen ich nur träumen konnte. Im Gegensatz zu meinen Geschwistern war mir sehr früh klar, dass ich kein Professor werden würde, kein Arzt und auch kein Anwalt, dass mein Geld gerade so für den Monat reichen würde, und das auch nur dann, wenn ich gut haushalten und sparen würde. Dennoch hatte ich einen Traum: Autos. Schon als Kind begeisterten mich die verschiedenen Modelle, die einfachen Autos genauso wie Luxuskarossen, Kleinkraftwagen ebenso wie große Transporter und Tieflader. Und es gab einen Beruf, der mich über alle Maßen beeindruckte: Busfahrer. Wenn ich im Schulbus saß, versuchte ich immer, einen Platz ganz vorne zu ergattern, um dem Fahrer beim Schalten, Lenken, Gasgeben und Bremsen beobachten zu können. Als ich dann meine schulische Laufbahn beendet und zwei Jahre einer Mechanikerlehre hinter mich gebracht und den Führerschein gemacht hatte, wurde mein Traum schließlich wahr: Nach etlichen Kursen und Übungsfahrten wurde ich Busfahrer.

Am Anfang fuhr ich nur Linienbusse, zuerst kurze, ruhige Strecken durch die Vorstädte, später dann auch lange und jene, auf denen ich den Bus während des Feierabendverkehrs durch die Innenstadt steuern musste. Nach zehn Jahren, das war, als ich etwa dreißig war, wechselte ich von den Verkehrsbetrieben zu einer Reisegesellschaft, für die ich Reisebusse fuhr, Butterfahrten zu Kurorten oder auch Urlaubsgäste in verschiedene Länder. Ich lüge nicht, wenn ich behaupte, dass mir mein Job Spaß gemacht hat.

Aber mein Leben änderte sich an einem Freitagmorgen im frü-

hen Sommer. Ich war an diesem Tag schon sehr früh mit dem Reisebus aufgebrochen und stand bereits vor den Toren der Grundschule in Willington. Wie es mein Job war, lud ich die Reisetaschen der Schüler ein, die schon anwesend waren. Die drei Lehrer, die als Aufsicht mitfuhren, standen beisammen und gingen den Wochenplan durch und prüften dann ihren Medizinkoffer, der, weil an anderen Schulen eine neue Form der Grippe einige Schüler das Leben gekostet hatte, besonders groß und gut gefüllt war. Das interessierte mich aber kaum. Ich hatte lediglich den Auftrag, alle heil zum Little Men's Peak zu bringen, einem kleinen Skigebiet im Nordwesten des Landes, das auch im Sommer immer genug Schnee führte. Als ich alle Gepäckstücke eingeladen hatte, trank ich noch einen Kaffee, den mir einer der Lehrer aus dem Lehrerzimmer gebracht hatte. Die Fahrt würde etwa acht Stunden dauern, weil das letzte Stück durch die Vorläufer des Gebirges führte und nur mit äußerster Vorsicht befahren werden konnte. Ich war mir allerdings sicher, dass alles reibungslos klappen würde.

Als alle Schüler im Bus saßen, glich ich die Teilnehmerliste, die ich von meinen Vorgesetzten erhalten hatte, mit der Liste ab, welche die Lehrer erstellt hatten, und rief jeden einzelnen Schüler per Mikrofon auf. Alle meldeten sich, keiner war zuviel an Bord, niemand fehlte: Es konnte also losgehen.

So sehr ich Kinder und ihre spielerische Art, die Welt zu sehen, mag – eine Busfahrt mit einer Grundschulklasse kann sehr anstrengend sein. Es ist wahnsinnig laut, und man muss wesentlich öfter an Raststätten Pinkelpausen machen, als wenn man Geschäftsreisende fährt, die lieber in ihre Aktenkoffer urinieren als fünf Minuten Verzögerung in Kauf zu nehmen. Während wir pausierten, genoss ich die Landschaft, die von Pause zu Pause hügeliger wurde, bis sich die herannahenden Berge der Pindriaten am Horizont erhoben. Wie ich schon sagte: Mein Job machte mir Spaß.

Als wir Eisfeld erreichten, lag schon Schnee auf den Straßen, und hinter Eisfeld, wo die Straße sich einen Berg emporschlängelte,

setzte ein leichter Schneesturm ein, der jedoch nicht sehr gefährlich war. Auf der Fahrt nach oben bemerkte ich einen Lieferwagen, der am Rand der Straße stand und offenbar Probleme mit dem Vorwärtskommen hatte. Eigentlich hätte ich geholfen, aber da die Fahrer des Wagens nicht verletzt zu sein schienen, fuhr ich weiter, wie meine Dienstvorschrift es besagte. Einen halben Kilometer später dann passierte es:

Ein Reifen platzte. Zwar behielt ich die Kontrolle und bremste sachgemäß ab, doch die Trägheit des Busses drückte ihn über den Straßenrand hinweg, und er glitt einen Hang hinunter, überschlug sich mehrmals und blieb schließlich an einem Waldrand liegen. Über Funk verständigte ich Hilfe und warf einen Blick in den hinteren Teil des Busses. Viele der Schüler waren bewusstlos, andere schrien vor Schmerzen. Auch die Lehrer, die vorne gesessen hatten, waren ohnmächtig. Ich selbst hatte zwar Schmerzen, aber erstaunlicherweise hielten sie sich in Grenzen. Vielleicht kam es mir auch nur so vor.

Mehrere Krankenwagen und ein Helikopter rückten an und schafften es, alle aus dem verformten Bus zu befreien und in das nächste Krankenhaus zu bringen. Drei der Schüler überlebten den Unfall nicht; sie starben im Krankenhaus an inneren Blutungen. Die anderen Schwerverletzten konnten gerettet werden, und manche waren nur mit leichten Verletzungen nach zwei Tagen entlassen worden. Irgendein Mädchen hatte sogar einen Arm verloren, was mir beinahe mehr zu Herzen ging als die Kinder, die diesen Tag nicht überlebt hatten. Ich wurde angezeigt und musste mich vor Gericht für den Unfall verantworten.

Im Zeugenstand äußerte ich mich dazu, dass ich glaubte, der Unfall sei provoziert worden. Ich wusste nicht genau, wie, aber ich glaubte, der Lieferwagen, den ich kurz zuvor an der Straße gesehen hatte, hätte damit zu tun gehabt. Da ich mich aber weder an dessen Kennzeichen noch an die Firmenaufschrift erinnern konnte – und auch keiner der Schüler hatte darauf geachtet –, wurde dieser Einwand fallengelassen. Ich wollte nur meine Schuld abwälzen, sagte

der Staatsanwalt. Dennoch wurde ich das Gefühl nicht los, der Transporter hätte nicht zufällig dort in der Nähe am Straßenrand gestanden.

Der Richter kam nach der Lektüre des Unfallberichtes und der Ermittlungen zu dem Schluss, dass nicht mein menschliches Versagen, sondern mangelhafte Bereifung die Ursache für den Unfall gewesen war. Somit teilte sich die Schuld auf mich auf, der ich nicht den Zustand der Reifen überprüft hätte, auf die Firma, für die ich arbeitete, weil sie ebenfalls keine Kontrollen durchgeführt hätten, sowie auf den Hersteller der Reifen selbst, da diese zwar für eine Schneefahrt konzipiert, aber nicht ausreichend dafür gewesen wären. Ich war entsetzt, zumal ich vor jeder Fahrt die Bereifung zu kontrollieren pflegte und diese in Ordnung gewesen war. Weil der Unfall drei Menschenleben gekostet hatte, wurde ich zu drei Jahren Haft verurteilt. Da ich jedoch schnell Hilfe geholt hatte und strafrechtlich noch nicht in Erscheinung getreten war, wurden diese zur Bewährung ausgesetzt.

Das milde Urteil brachte mir nicht viel: Ich wurde entlassen und kam nun in Bedrängnis. Zwar hatte ich mir etwas Geld angespart, doch würde das auf Dauer nicht ausreichen. Also bewarb ich mich bei verschiedenen Reiseunternehmen. Dass ich bei keinem eine Anstellung als Fahrer fand, brauche ich wohl nicht zu erklären. Meine Akte sprach gegen meine Qualitäten; was genau es mit diesem Unfall auf sich hatte, fragte niemand. Notgedrungen bewarb ich mich bei anderen Firmen – manchmal als Pförtner, Hausmeister oder Gärtner. Erfolglos. Es schien beinahe so, als sei ich für alle Zeiten gebrandmarkt. Letztendlich fand ich dann etwas Arbeit auf dem Bau, doch ich war nicht sehr kräftig, und der Job befriedigte mich nicht. Ich hing oft in Gedanken meinen früheren Busfahrten nach. Der Tag des Unfalls beschäftigte mich noch immer, obwohl seither schon mehrere Monate vergangen waren. Meine mangelnde Konzentration und Sorgfalt kosteten mich auch diesen Job, und so saß ich wieder zu Hause in meiner kleinen Wohnung und versank in Elendigkeit.

Es dauerte keine drei Wochen, da waren meine Ersparnisse aufgebraucht. Von da an lebte ich von Sozialhilfe. Das war der Punkt, an dem ich zu trinken begonnen hatte. In bestimmten Läden der Stadt gab es billigsten Fusel, doch je öfter ich mich abends betrank, desto mehr vertrug ich, und bald reichte das Sozialgeld nur noch für Alkohol. Ich ging in einem Hilfswerk essen, verdiente mir da und dort für simple Botengänge ein bisschen Geld. Wenn der Sozialarbeiter vor der Tür stand, erfand ich Ausreden, warum ich keinen Job fand. Er schickte mich zum Amt für Arbeit, doch die machten nur leere Versprechungen. So, wie ich aussah, war ich unvermittelbar.

Bald wurde ich völlig lustlos, und auch meine Wohnung verkam. Der Sozialarbeiter traute sich kaum noch über die Schwelle. Der Gestank und der Anblick von Fliegen, Spinnen und Maden, die sich im Dreck suhlten, muss unerträglich gewesen sein. Obwohl mir der Missstand kaum auffiel, verbrachte ich dann und wann, wenn es selbst mir zu ekelhaft wurde und es draußen warm genug war, die Nächte unter freiem Himmel. Ich lernte ein paar Obdachlose kennen, die unter einer Brücke lebten, und gesellte mich zu ihnen, obwohl sie viel älter waren als ich. Wenn ich jemals richtige Freunde gehabt hatte: Sie waren es, diese drei unter der Tingelmannbrücke. Von ihnen lernte ich, wie man richtig bettelte und die Nächte im Freien möglichst angenehm gestaltete. Das erbeutete Geld wurde geteilt. So lebte ich fast zehn Jahre lang.

In einer Spätsommernacht wurden wir von Jugendlichen überfallen. Ich weiß nicht, was sie wollten – Geld kann es wohl kaum gewesen sein –, doch sie erstachen zwei von uns mit Taschenmessern, als wir uns zu wehren versuchten. Der dritte und ich, wir rannten weg und entkamen den Kerlen, verloren uns aber in der Innenstadt. Ich habe ihn danach niemals wiedergesehen.

Nach diesem Schock kehrte ich in meine Wohnung zurück. Sie war seit über zehn Jahren nicht neu vermietet worden. Wahrscheinlich hatte der Besitzer nicht das Geld, sich darum zu kümmern. Es war nicht schwer, die Tür aufzubrechen. Drinnen roch es



wie auf einem staubigen Friedhof. Selbst das Ungeziefer war verendet. Ich warf mich in meinen Sessel, und während der aufgewirbelte Staub langsam zu Boden sank, weinte ich. Wieso war mir mein gutes, altes Leben genommen worden? Ich war als Busfahrer glücklich gewesen. Wieso hatte man es mir nehmen müssen?

In einem Anflug von Sentimentalität ging ich in meine kleine Abstellkammer. In Pappkartons lagen etliche Reiseführer, die ich während meiner Dienstzeit als Fahrer gesammelt hatte. Zu meinem Erstaunen waren die kleinen Bücher in den Kartons erhalten geblieben und sahen beinahe so aus, als hätte ich sie eben erst eingepackt. Im Reiseführer »Schneelandschaften und Skigebiete« stieß ich im Register auf einen Ortsnamen, der mir wohlbekannt war und immer, wenn ich an ihn dachte, ein Schaudern in mir auslöste: Eisfeld. Der Ort, kurz hinter dem ich aus Versehen drei Schülern das Leben genommen hatte. Schmerzvoll durchblätterte ich die Hotelbeschreibungen.

Und dann sah ich sie.

## *Tonband*

Während der Zugfahrt konnte ich keine einzige Sekunde schlafen. Ständig musste ich an dieses Mädchen denken: Sophia. Die Situation, in der ich mich befand, beunruhigte mich. Was, wenn ich sie treffen würde? Wäre sie auf meiner Seite? Was könnte sie mir sagen? Könnte sie mir helfen? Und warum? In Gedanken bastelte ich aus ihrer Stimme und dem, was sie gesagt hatte, einen Körper zusammen: etwa in meinem Alter, etwas kleiner als ich, braune, lockige Haare, die bis zur Schulter gingen, kastanienbraune Augen, eine hellblaue Bluse, die über dem Bauchnabel zusammengeknötet war, und eine schwarze Jeans. Ich wusste nicht, wie ich nur durch ihre Stimme auf dieses Erscheinungsbild gekommen war; vielleicht war es auch nur ein Ideal, meine Traumfrau sozusagen, die ich nie irgendwo gefunden hatte. Das Bild reizte mich, und während ich sie mir zu Beginn in einem wahllosen Café vorstellte, sie saß mir gegenüber und erzählte mir etwas über meine Verfolger, änderte sich im Laufe der Zugfahrt die gesamte Szenerie: Zuerst verschwanden sämtliche Gäste des Lokals, die Fenster, die hinaus auf einen Platz zeigten, verdunkelten sich und wurden schwarz. Die Lichter im Raum dämmerten, bis sie schließlich erloschen; ein eng begrenzter Kegel war nun die einzige Lichtquelle in dem Café – war es überhaupt noch ein Café? – und erleuchtete ausschließlich unseren Tisch. Nun sprach sie nicht mehr über jene, die mich verfolgten. Sie sprach über sich selbst. Sie sei sehr einsam und traurig. Ich tröstete sie, als ihr Tränen die Wange hinab liefen. Sie küsste mich. Ich schlief ein.

Die alte Dame mit dem Albatrossbuch weckte mich, als der Zug in den Bahnhof von Wither einfuhr. Ich bedankte mich förmlich, und wir stiegen aus. Sie wechselte das Gleis und stieg in einen Schnellzug nach Everest, winkte mir zum Abschied aus dem Fenster. Ich lächelte und betrat die Bahnhofshalle. Obwohl es schon halb Vier war, tummelten sich viele Reisegäste in der hohen Halle. Viele von ihnen sahen hellwach aus. Offenbar waren sie erst aufgestanden, um eine möglichst frühe Reise anzutreten. Ich suchte die Toiletten auf und ließ mir dort Zeit. Als ich mir abschließend das Gesicht wusch, erschrak ich vor dem jungen Mann, der mir mit dunklen Rändern unter den Augen und einem ungepflegten Bart entgegenblickte. Erst jetzt wurde mir bewusst, dass ich ziemlich mitgenommen aussah. Die letzten Nächte hatten mir zum größten Teil meine Vorsicht und meine Angst geraubt, und das bisschen Schlaf im Zug hatte mich eher noch müder gemacht, als dass es mir geholfen hatte. Zurück in der Bahnhofshalle sah ich mich um. Zu meinem Erstaunen verdächtigte ich niemanden, er würde mich beschatten. Ich fühlte mich regelrecht so, als ob ich mich auf einem ganz gewöhnlichen Ausflug befände. Auf einmal kam ich mir wieder kindisch vor. Verfolgt? Vielleicht wurde ich gar nicht verfolgt. Dann fiel mir das Gespräch mit Sophia ein. Sie sagte, jemand würde zu meiner Wohnung kommen. Aber wer? Ich konnte es kaum erwarten, sie zu treffen, und dachte an den Traum im Zug. Oder war es gar kein Traum gewesen?

In einem Schnellimbiss aß ich eine Bratwurst mit Pommes, trank eine Limonade dazu, dann verließ ich den Bahnhof und fand eine Informationstafel, auf der ein Stadtplan hing. Ich lokalisierte meinen Standort sowie den Eisenmannplatz. Da ich nichts zu schreiben hatte, merkte ich mir, welche Straßen ich gehen musste; es war nicht weit.

Niemand schlenderte über den Eisenmannplatz. Er befand sich inmitten der Einkaufsmeile von Wither, und da die Läden noch nicht geöffnet hatten, war das auch nicht verwunderlich. Lediglich

in den Backstuben brannte schon Licht. Bäcker hatte ich niemals werden wollen.

In einer Seitenstraße fand ich ein Hotel, das sehr günstig aussah. Ich überprüfte meinen Geldbeutel: Meine Reserven reichten aus. An der Rezeption mietete ich ein Zimmer für eine – nein!, korrigierte ich mich: für zwei Nächte –, und die Frau hinter dem Tresen reichte mir den Schlüssel für ein Zimmer im dritten Stock; ich zahlte sofort.

Das Zimmer war spärlich eingerichtet: ein schmales Bett, ein Nachttisch, eine kleine Kommode und ein Klo mit Waschbecken in einem niedrigen Nebenraum. Es würde reichen. Ich öffnete das Fenster und streckte meinen Kopf hinaus. Draußen war es kühl, und ich hätte das Fenster sofort wieder geschlossen, wenn ich nicht am Ende der Straße, wo der Eisenmannplatz begann, die rosa Leuchtschrift »Café Fontana« gelesen hätte. Ich hatte es also nicht weit bis zu unserem Treffpunkt.

Obwohl ich einen Funkwecker dabei hatte, rief ich die Rezeption an und bestellte einen Weckruf für zwölf Uhr. Mürrisch nahm die Frau die Bestellung entgegen und legte auf. Als ich schließlich im Bett lag und mich zugedeckt hatte, stellte ich sie mir erneut vor: Sophia. Wie sie vor mir steht. In ihrer hellblauen Bluse. Und einem Lächeln.

Ich schlief ein, bevor ich das Bild weiter ausbauen konnte.

Ich musste müde gewesen sein, denn ich wachte erst auf, als das Telefon läutete. Ein junger Mann war dran; ich hätte einen Weckruf bestellt. Ich bedankte mich und legte auf, blieb aber noch ein paar Minuten liegen. Als ich endlich aufstand, überkam mich ein Schwindel, und ich musste mich kurz hinsetzen. Offenbar belastete mich meine derzeitige Lebensführung zu sehr. Ich spielte mit dem Gedanken, in einer Apotheke ein Schlafmittel zu kaufen, ließ ihn aber wieder fallen.

Weil ich nicht mit knurrendem Magen zu meiner Verabredung gehen wollte, holte ich in einer Bäckerei ein üppig belegtes Bröt-

chen und aß es, während ich über den nun gut gefüllten Eisenmannplatz lief und mir Withers Altstadt ansah, die mir so gut gefiel, dass ich mich fragte, warum ich nicht schon früher einmal hier gewesen war. Ich nahm mir vor, sollte jemals wieder etwas Ruhe in mein Leben einkehren, regelmäßig andere Städte zu besuchen und die Kulturgüter unseres Landes kennenzulernen.

Punkt dreizehn Uhr betrat ich das Café Fontana und sah mich nach einem Mädchen um, das alleine an einem Tisch saß, fand aber keines. Ich beschloss, mir einen Platz zu nehmen und zu warten. Kaum hatte ich mich hingesetzt, kam ein Kellner und wollte meine Bestellung aufnehmen. Ich orderte ein Glas Mineralwasser, der Kellner nickte höflich und verschwand hinter dem Tresen. Es dauerte keine zwei Minuten, da kam er schon mit einem Glas sprudelnden Wassers auf einem Tablett zurück und stellte es auf einen Bierdeckel. Im Wasser schwamm ein Stück Zitrone.

»Für mich auch ein Glas Wasser, bitte.« Die Stimme erklang hinter mir, und ich widerstand der vorfreudigen Versuchung, mich umzudrehen. Als der Kellner ging, setzte sich das Mädchen an den Platz mir gegenüber und legte einen dicken Ordner vor sich.

Ich bemühte mich, nicht auf Sophias linke Schulter zu blicken, wo der kurze Ärmel ihres Shirts leer nach unten hing. Um mir die Peinlichkeit, etwas betroffen Klingendes sagen zu müssen, zu ersparen, begann sie das Gespräch: »Ich sagte ja, ich bin ... etwas auffällig.«

»Damit hatte ich nicht gerechnet. Ehrlich gesagt.«

»Womit hattest du denn gerechnet?«

Ich muss verlegen errötet sein, als ich die Antwort auf diese Frage unterdrückte. Ich meine, sie war sehr schön, auch wenn ihr ein Arm fehlte. Wenn ich es heute recht überlege, war sie, von ihrem Handicap abgesehen, sogar makellos. Ihr Gesicht strahlte eine Freude aus, wie ich sie selbst bei Unversehrten nie gesehen hatte. Ihre kleinen Ohrringe glitzerten im Schein der Sonne, und die kleinen Kreuze daran baumelten, wenn sie mit der rechten Hand durch die bis zur Schulter reichenden, lockigen, braunen Haare

fuhr und dabei mit dem Kopf nickte. Ich versuchte vergeblich, ihr Aussehen einer Person zuzuordnen, die ich womöglich kannte.

»Oh, verzeih! Jetzt habe ich dich in Verlegenheit gebracht.«

»Nein, nein. Es ist schon recht.« Der Kellner kam und stellte ihr ebenso ein Glas Wasser mit einem Stück Zitrone darin auf einen Bierdeckel; sie bedankte sich, und er ging. »Ich weiß nicht, ob dich das sonderlich aufbaut, aber ... du bist trotzdem sehr hübsch.«

»Danke.« Sie lächelte. »Du hast dich auch gemacht.«

»Wie meinst du das? Ich verstehe gar nicht, woher du mich kennst.«

»Du kennst mich auch. Oder kanntest mich. Wir sind zusammen in die Grundschule gegangen. Sophia Ground. Ich saß dir meistens gegenüber.«

»Grundschule? Das ist lange her. Lass mich kurz überlegen!« Ich überlegte und stellte mir den Raum vor, in dem wir in der vierten Klasse Unterricht hatten. Ich war nicht überrascht, als ich feststellte, dass ich mich an die meisten Gesichter von damals nicht mehr erinnern konnte. Lediglich mit einem Freund hatte ich mich auch nach der Grundschule noch regelmäßig getroffen, aber nicht mehr sehr lange. Beziehungen, die keinen gemeinsamen Anker haben, verwittern mit der Zeit. »Hm, nein, tut mir Leid. Ich kann mich nicht allzu gut an die Grundschule erinnern.«

»Du bist irgendwann einfach verschwunden. Warst plötzlich weg. Als wir diesen Schulausflug gemacht haben, warst du nicht mehr da. Die Lehrer haben gesagt, deine Eltern hätten dich abgemeldet, weil ihr umgezogen wäret. Du warst ein guter Schüler, und da es kaum zwei Wochen mehr bis zum Jahresabschluss war, haben die Lehrer dir dein Zeugnis schon vorzeitig gegeben. Obwohl wir uns also ohnehin nur noch zwei Wochen gesehen hätten, war ich traurig darüber, dass du nicht mehr da warst.«

»Wieso?«

»Weil ich dich eigentlich ganz gerne mochte. Ich war immer traurig, wenn du mal nicht da warst. Einmal, als du krank warst, hab ich dir die Hausaufgaben gebracht.«

»Vermutlich habe ich dich deshalb vergessen.« Ich lächelte.

Sie auch. »Am Tag des Ausflugs dann, da kam es zu einem Unfall. Es war schon in den Bergen. Der Bus durchbrach die Leitplanke, rutschte einen Abhang nach unten, knallte gegen einen Baum und stürzte auf die Seite. Drei Schüler verloren das Leben: Kerstin, Rupert und Terence.«

»Terence? An den kann ich mich sogar noch erinnern. Er saß öfters neben mir. Und der ist tot? Davon weiß ich gar nichts.« Ich überlegte kurz. »Ist ... bei diesem Unfall auch ...«

»Ja. Im Krankenhaus mussten sie meinen Arm abnehmen. Er war komplett zerstört.«

»Das ist unglaublich. Aber was hat das mit jetzt zu tun? Wer verfolgt mich? Und warum?«

»Wenn es dir nichts ausmacht, dann ... ich meine, wir sind hier sicher ... dann würde ich gern hören, was mit dir passiert ist. Was war, als du plötzlich weg warst?«

»Das ist nicht gerade die Lieblingspassage meines Lebens. Ich erinnere mich noch recht gut an die Zeit nach unserem Fortzug, weil ich auf einen Schlag mehrere Freunde verloren habe, ohne zu wissen, warum.«

Es war ein Freitag, glaube ich, als ich aufwachte und bemerkte, dass ich verschlafen hatte. Die Uhr zeigte kurz nach Zehn; ich war drei Stunden zu spät. Zuerst wunderte ich mich, weil meine Eltern mich jeden Tag pünktlich geweckt hatten, und anfangs beschlich mich gar die Angst, ihnen wäre etwas zugestoßen und sie wären plötzlich verschwunden. Als ich mein Zimmer verließ, sah ich die beiden jedoch am Frühstückstisch sitzen, der wesentlich üppiger gedeckt war als sonst. Meine Mutter sah mich an, als ich in die Diele trat, mein Vater blickte nur kurz von seiner Zeitung auf und lächelte. Verschlafen setzte ich mich an den Tisch, meine Mutter wünschte mir einen guten Morgen und verschwand in der Küche, um mir einen Kakao zu kochen. »Papa«, begann ich. »Ich habe verschlafen. Heute ist doch der Ausflug.«

»Nein«, antwortete er trocken. »Du bist jetzt Unterschüler auf einem Gymnasium.« Ich verstand nicht und schüttelte nur den Kopf. »Wir haben dein Zeugnis beantragt und es schon bekommen. Da ist es.«

Mein Vater schob mir den dunkelgrünen, hauchdünnen Ordner zu. Ich nahm ihn, öffnete ihn, und tatsächlich: Mein Zeugnisblatt für die vierte Klasse klemmte ganz oben. Es las: eins, eins, eins, eins, eins, eins, eins. Selbst in Mathe, obwohl ich in Mathe nur durchschnittlich war. »Aber ...«

»Kein Aber. Du hast die vierte Klasse bestanden.«

»Aber wieso jetzt schon?«

»Wir ziehen um«, sagte meine Mutter, als sie mit einem Becher Kakao an den Frühstückstisch trat und diesen vor mich stellte. »Nach Priston. Schon morgen. Wir fahren nachher in ein Hotel in Priston, während eine Firma unsere Möbel in das neue Haus schafft. Schon morgen Abend können wir einziehen. Wir haben dann sogar einen Pool im Haus.« Meine Mutter schien sich zu freuen.

Ich konnte es nicht. Noch nicht. Es war zu früh, und es ging alles zu schnell. »Aber heute ist doch der Ausflug! Die Schule ist noch nicht fertig!«

»Natürlich ist sie das«, sagte mein Vater. »Da ist das Zeugnis.«

»Das ist ein schönes Zeugnis, oder, Lucas?« Meine Mutter lächelte.

»Außerdem«, fuhr mein Vater fort, »war das mit dem neuen Haus etwas, das wir nicht verschieben konnten. Bei so einem Hauskauf kann man sich keinen Termin aussuchen, wann man einziehen will, verstehst du?«

Ich nickte, glaubte ihm aber nicht. Heute weiß ich, dass es gelogen war.

»Ich bin nämlich befördert worden, und ich arbeite nun in einem neuen Arbeitsbereich. Der liegt aber in Priston, und deshalb ziehen wir um.«

Immer noch fassungslos trank ich den heißen Kakao.



Eine Woche später wohnten wir in Priston. Das Haus war viel größer als unser vorheriges. Es gefiel mir so gut, und es gab so viel zu entdecken, dass ich sogar vergaß, meine alten Freunde anzurufen, um zu fragen, wie es ihnen gehe. Vielleicht wegen der Umstellung in eine neue Umgebung, vielleicht, weil ich insgeheim doch noch meinen Freunden nachtrauerte (obwohl ich in der Nachbarschaft neue kennengelernt hatte), wurde ich in der zweiten Woche in unserem neuen Zuhause schwer krank und hütete sieben Tage lang das Bett. Damals war eine Grippe in Umlauf, und meine Eltern verschwiegen mir nicht, dass schon mehrere Kinder daran gestorben waren. Doch ich schaffte es. Zwei Wochen später war ich wieder auf den Beinen und konnte sogar mit meinen neuen Freunden draußen spielen gehen. Das war die letzte Krankheit, an die ich mich erinnern kann.

Damals hatte ich so ein Gefühl. Ich wusste nicht, was es mir sagen wollte, aber es war irgendetwas mit meinen Eltern. Ich weiß bis heute nicht, was das für ein Gefühl war.

»Im Gymnasium ist dann nichts besonderes mehr vorgefallen. Ja, und jetzt studiere ich in Hemingsworth Altgriechisch und Landesgeschichte.«

»Schwierig?«

»Wenn man am Ball bleibt, geht es. Was hast du so gemacht?«

»Nach dem Unfall musste ich lernen, mit der rechten Hand zu schreiben. Ich war ja eigentlich Linkshänderin. Und irgendwas Aufregendes ist mir dann auch nicht mehr passiert. Ich studiere hier in Wither Alte Geschichte und Philosophie. Ich nehme an, du möchtest so langsam mal wissen, wieso du eigentlich hier bist. Ich seh es dir an.«

»Ich war noch nie sehr geheimnisvoll«, lächelte ich, und sie begann, zu erzählen.

## *Theodore*

Und dann sah ich sie: die Firmenaufschrift. Jenes Logo, das ich auf der Rolltür des Lieferwagens gesehen hatte, der kurz vor der Unfallstelle am Straßenrand gestanden hatte. Eine gelbe Piktogrammsonne über hellblauen, wellenförmigen Mustern, unter denen in schwarzer Schnörkelschrift »Sunshine GmbH« stand. Das Logo war auf einer Scheibe eines Ladens in Eisfeld zu sehen; es war zu einem kleinen Teil abgeschnitten, da es sich am Rande des Bildes befand. Ich weiß nicht mehr genau, wie lange ich in meiner Abstellkammer auf dem staubigen Boden gesessen hatte, aber es war mehr als eine Stunde gewesen. Schließlich stand ich auf und beschloss, die Firma aufzusuchen. In der Abstellkammer fand ich noch meinen alten Rucksack, in den ich in meinen Busfahrerzeiten immer die belegten, in Stanniolpapier eingewickelten Brote und die Unterlagen aufbewahrt hatte. Es befand sich sogar noch die Teilnehmerliste jenes verhängnisvollen Ausflugs darin, die ich kurz überflog und dann wieder, zusammen mit dem Reiseführer, in den Rucksack legte. Ich schwang ihn mir über die eingefallenen Schultern und verließ meine Wohnung.

Da ich kaum Geld hatte, trampelte ich, was sich als schwierig herausstellte, da ich wohl ziemlich übel aussah – immer noch diese zerschlissene Kleidung, schlecht frisiert, unrasiert, und gestunken hatte ich vermutlich auch, aber das merkten die Autofahrer natürlich erst, wenn sie mich mitnahmen. Obwohl ich das Gegenteil erwartet hatte, klappte das Trampeln nachts besser als tagsüber.

Es dauerte keine zwei Tage, da hatte ich Eisfeld erreicht. Da ich nicht in Verzug war und ohnehin nicht genau wusste, was ich mit

meinen Recherchen bezwecken wollte, ließ ich mir Zeit und ging jede Straße des Dorfes systematisch ab, bis ich schließlich den Platz fand, der auch in dem Reiseführer abgebildet war. Ich machte den Laden auf der anderen Straßenseite ausfindig, der – zumindest zu der Zeit, in der die Broschüre gedruckt worden war – der Sunshine GmbH gehört hatte, musste aber feststellen, dass sich nun eine Bäckerei darin befand. Für einen kurzen Moment wollte ich aufgeben und umkehren, doch als ich einen alten Mann sah, der an der Seite der Bäckerei den Hof kehrte, fasste ich neuen Mut und ging hinüber. Die Farbe des Putzes war blass und blätterte ab. »Entschuldigen Sie«, begann ich, und der Mann hielt inne, blickte auf und musterte mich eindringlich, während ich weitersprach: »Wohnen Sie schon lange hier?«

»Seit fünfzig Jahren.« Er lachte heiser. »Lange Zeit, nicht wahr?«

»Das stimmt. Sagen Sie, wenn Sie schon eine Zeitlang hier leben: Kannten Sie den Laden, der hier vor der Bäckerei drin war?«

»Ja, sicher. Das war so ein Reisebüro, glaube ich. Aber die haben schon vor Jahren dichtgemacht. Da kommen Sie zu spät.«

»Wissen Sie, warum das Büro geschlossen wurde?«

»Nein. Wahrscheinlich waren die pleite. Haben wohl nicht viel Umsatz gemacht. Ist ja auch klar. Ein Reisebüro in einem Touristengebiet, das kann nicht gut gehen.«

»Danke Ihnen!«

»Nichts zu danken.«

Ich verließ den Hof und war über diese neuen Informationen nicht wirklich überrascht. Eigentlich hätte es mich sogar gewundert, wenn die Sunshine GmbH noch hier gewesen wäre. Was der alte Mann gesagt hatte, war gar nicht so blöd. Vielleicht war es auch kein Reisebüro gewesen, zumindest nicht wirklich. Oberflächlich mag es womöglich so ausgesehen haben, aber wer wusste, wie viele Firmen nur zum Schein existierten, nur Briefkästen besaßen, um in Wahrheit ganz anders zu arbeiten? Ich beschloss, der Sache auf den Grund zu gehen, nicht nur, weil ich unbedingt herausfinden wollte, was damals wirklich geschehen war, sondern

auch, um mir eine Aufgabe zu geben, die mich davon abhielt, in ein Loch zu fallen.

Ich suchte ein Internetcafé, und obwohl ich nicht damit gerechnet hatte, fand ich eines in der Nähe der Bäckerei. Die Tatsache, dass dieser Ort bei Touristen beliebt war, wertete dessen Infrastruktur offenbar enorm auf. In anderen Gebieten hätte ein Ort dieser Größe nicht einmal eine Bäckerei gehabt.

Eine halbe Stunde Zugang zum Internet kostete nicht viel. Weil ich in Stimmung war, bestellte ich einen Kaffee dazu. Der heiße Zeug war grässlich, aber ließ mich an bessere Zeiten hoffen. Zu Beginn hatte ich meine Probleme mit der Benutzeroberfläche. Seit meiner Dienstzeit, in der ich zum letzten Mal einen Computer bedient und im Internet nach Informationen gesucht hatte, hatte sich viel verändert, nicht alles zum Schlechteren. Die Geschwindigkeit hatte sich drastisch erhöht, doch die Seiten waren voller unnützem Krempel, der mir die Suche erschwerte. Letztendlich fragte ich den Inhaber, einen jungen Mann, ob er mir helfen könne. Etwas verwundert war er zwar, doch er stellte mir bereitwillig eine moderne Suchmaschine ein. Der erste Suchbegriff, den ich eingab, war »Sunshine GmbH«. Wie erwartet, ergab die Suche nur wenige Treffer. Zwar führten manche Links zu Firmen mit diesem Namen, doch keine von diesen schien mit der Sunshine GmbH, die ich suchte, identisch zu sein. Ich brauchte irgendwie Daten, die schon etwas älter waren. Wieder fragte ich den jungen Mann, und er riet mir zu einer Seite, die Textinformationen zu allen eingetragenen Seiten in den letzten zehn Jahren speicherte. Das klang unglaublich für mich – früher wäre das nicht denkbar gewesen –, doch ich versuchte es. Ich suchte also im Archiv nach der Sunshine GmbH und war überrascht, als ich etwas fand. Zwar waren keine Grafiken und Logos gespeichert, weshalb ich die Firma nicht eindeutig zuordnen konnte, aber die Hintergrundfarbe war noch erhalten. Ich glaubte, sie könnte zu dem Logo passen, und durchforstete den Inhalt. Viel war nicht mehr zu finden: keine Angebote, keine Bilder, und manche der verlinkten Seiten konnte man nicht

mehr aufrufen. Zum Glück war das Impressum noch erhalten. Dort fand ich die Bestätigung: Die Sunshine GmbH, auf deren Seite ich gerade surfte, hatte sich zu jenem Zeitpunkt hier in Eisfeld befunden. Die Inhaber waren ein gewisser Heyn Pastor sowie ein Mann namens Edvard Smoke. Ich wechselte zurück zur Suchmaschine und gab diese Namen ein: Pastor und Smoke. Vielleicht hatten sie die Firma gewechselt, so wie der Betreiber einer Briefkastenfirma von einem Tag auf den anderen verschwindet und woanders wieder auftaucht. Hoffentlich hatten sie nicht ihre Namen geändert.

Das Ergebnis ließ nicht lange auf sich warten. Pastor und Smoke betrieben zu dieser Zeit eine andere Firma namens Featherlines GmbH, wieder ein Reisebüro. Kurz überlegte ich, ob das einfach nur zwei Männer sein konnten, die mit ihrem ersten Reisebüro gescheitert waren und irgendwo anders einen Neuanfang gewagt hatten. Vielleicht hatte tatsächlich nur zufällig ein Lieferwagen ihrer Firma am Straßenrand gestanden. Doch ich glaubte nicht daran. Irgendetwas war faul an der Sache. Ich druckte mir die Anschrift der Featherlines GmbH aus: Sie lag in Terran Reed, einem Vorort von Wither. Ich trank den Kaffee aus, zahlte und verließ das Internetcafé. Ich sah, wie mir der junge Mann nachschielte. Offenbar war ich zu alt für Computer geworden.

Ich reiste per Anhalter weiter. Zwar sah ich nicht besser aus als noch einen Tag zuvor, doch war es vielleicht meine Zuversicht und meine Hoffnung, meine aufrechtere Haltung, die mich nun auch tagsüber Autofahrer finden ließ, die bereit waren, mich ein Stück mitzunehmen. Meinem offenbar neuen Image gelang es, mich innerhalb eines Tages nach Terran Reed zu befördern. Ich bedankte mich bei den beiden älteren Damen, die mich mitgenommen hatten, und als sie davonfuhren, atmete ich die staubige Luft von Withers Vororten. Im Vergleich zu Eisfeld war es hier regelrecht stickig. Wie es erst in der Innenstadt war, mochte ich mir kaum vorstellen.

Wie ich es auch schon in Eisfeld getan hatte, ging ich spazieren, doch hier dauerte es länger als zwei Stunden, bis ich die Straße fand, in der die Featherlines GmbH ansässig war. Die Büroräume des Reihenhauses, das sich von den Nachbargrundstücken nur durch eine schmale Einfahrt und einen Innenhof abgrenzte, waren leer, was mich nicht weiter verwunderte, denn es war Sonntag. Ich bin mir nicht mehr sicher, welche Idee ich genau verfolgte, doch ich fasste den Entschluss, in den Laden einzubrechen, um Hinweise zu sammeln, die für meine Theorie sprachen, nach der die Mitarbeiter der ehemaligen Sunshine GmbH den Unfall provoziert hatten (obwohl ich immer noch nicht wusste, wie und warum). Ich sah mich unauffällig um und bemerkte, dass ein Fenster im ersten Stock des Hauses nach innen gekippt war. Wenn ich es gut anstellte, würde es mir vielleicht gelingen, in den Innenhof zu gelangen und von dort nach oben zu klettern. Ich beschloss, erst den Abend abzuwarten.

Den Rest des Nachmittages setzte ich mich in ein Café. Zum Glück war der Laden nicht gut besucht, denn sonst hätte mich der Wirt bestimmt irgendwann nach draußen verwiesen. Ich gehörte wahrscheinlich zu jener Sorte Gäste, die mehr kosten als einbringen, doch der resolute Wirt, der die wenigen Besucher des Cafés mit einem heiteren Lächeln bediente, ließ mich gewähren.

Als es Abend wurde und die Bewohner die Rollläden auf die Blechkanten krachen ließen, um die Nacht auszusperren, begab ich mich wieder zur Featherlines GmbH. Ich warf einen Blick durch die Schaufenster: Drinnen war alles dunkel und ruhig. Ich überprüfte die Fenster im oberen Stock: Auch oben schien niemand anwesend zu sein. Schnell links und rechts die Straße entlangblickt, ergriff ich die Oberkante des grün lackierten Hoftores, schwang mich darüber hinweg und landete fast lautlos auf dem Pflaster der Einfahrt. Stumm presste ich mich gegen die Häuserwand und verweilte einen Moment im Schatten, falls mich doch jemand gehört hatte und nun einen versichernden Blick in den Hof warf. Doch nichts geschah.

Im Hof standen große Müllcontainer, doch so, wie ich die Dinge sah, würde es äußerst schwierig werden, auf ihnen bis zum oberen Fenster zu klettern und es dann aufzuhebeln, während ich auf der schmalen Kante balancierte. Ich grübelte und suchte nach einer weiteren Möglichkeit. Am hinteren Ende des Hauses fand ich eine alte Holztür. Das Gebäude war relativ alt, und da auch die Tür nicht sehr neu und stabil aussah, stemmte ich mich dagegen, erst nur vorsichtig, dann drückte ich mit aller Kraft, bis die Tür nachgab und ich nach innen stolperte. Ich hatte den Riegel herausgebrochen. Mir fielen all die alten Krimis ein, die ich früher gerne gelesen hatte, und wischte die Klinke mit dem Ärmel meines Pullovers ab. Dann zog ich die alten, dünnen Handschuhe an, die sich in meiner Jackentasche befanden. Vorsichtig drückte ich die knarrende Holztür wieder zu. Die Besitzer würden den Einbruch wahrscheinlich ohnehin bemerken, aber frühestens morgen. Bis dahin wäre ich über alle Berge, und alles, was auf mich hindeuten könnte, wären meine Fingerabdrücke. Ich musste vorsichtiger sein. Zwar war meine Bewährungszeit schon vorüber, aber ich hatte mir geschworen, nie wieder eine gerichtliche Strafe verbüßen zu müssen. Ich konnte es drehen, wie ich wollte: Gerade hatte meine Neugier diesen Schwur brüchig werden lassen. Ich hoffte, dass sich meine Erkundungstour wenigstens lohnen würde.

Ich warf einen Blick in den Büroraum. Zwei Schreibtische standen darin und zwei Computer, eine Ablage für Reisebroschüren. Keine Schränke, keine Aktenkästen. Vermutlich waren die Büros anderswo. Auf leisen Sohlen ging ich durch die Flure und warf einen Blick in jedes Zimmer. Im Untergeschoss fand ich aber nur ein WC, eine kleine Küche und einen Raum, der leer stand. Die Stufen knarrten beunruhigend, als ich die Treppe ins Obergeschoss stieg. Ein Badezimmer. Ein Schlafzimmer mit zwei Betten, die getrennt voneinander standen. Mein Herzschlag beschleunigte, weil ich glaubte, jemand würde in dem einen Bett liegen, doch es war nur eine schlecht zusammengelegte Wolldecke. Ich schüttelte den Kopf, so sehr ärgerte ich mich über mich selbst.

Im letzten Zimmer, das ich öffnete, befand sich ein großer Schreibtisch, der so ausgerichtet war, dass derjenige, der daran saß, die Tür immer im Blick hatte. Zwei bequeme Sessel, offenbar für Gäste, standen mitten Raum. An den Wänden lehnten prall gefüllte Aktenschränke. Ich musste mir eingestehen: Ich wusste gar nicht, nach was ich suchen sollte. Weil mir nichts Besseres einfiel, überflog ich die Überschriften der Ordner. Neben Unterlagen für Reiseveranstaltungen fand ich auch eine Reihe kleinerer Ordner, die nur mit Jahreszahlen beschriftet waren. Ich dachte zurück an den Tag des Unfalls. Es dauerte einen Moment, bis ich mir das Jahr ins Gedächtnis zurückgerufen hatte. Ich zog den entsprechenden Ordner aus dem Schrank und schlug ihn auf. Den Inhalt verstand ich nicht, aber er hatte definitiv nichts mit einem Reisebüro zu tun. Vier Reiter schauten oben über den Stapel Papier hinaus: A-F, G-L, M-R, S-Z. Ich schlug einen davon auf. Das Bild eines kleinen Jungen blickte mich an. Es war eine Art Kartei: Rupert Horo. Geburtsdatum, Blutgruppe und andere medizinische Details. Am unteren Rand der Seite war ein kleines, verschmiertes Kreuz aufs Papier gedruckt, daneben ein Datum. Als ich begriff, dass es den Tag des Unfalls angab, hörte ich, wie unten jemand das Haus betrat.

Ich blickte mich um und spielte mit dem Gedanken, aus dem Fenster zu springen, doch da ich bereits hörte, wie jemand die Treppe ins Obergeschoss heraufkam, versteckte ich mich, den Ordner fest an mich gedrückt, unter dem großen Schreibtisch, der zu meinem Glück vorne geschlossen war, so dass man mich von der Tür aus nicht sehen konnte.

Mehrere Personen betraten das Büro. Ich konnte nicht sehen, wie viele es waren, doch ich schätzte sie auf drei. »Bitte! Setzen Sie sich!«, sagte der eine; seine Stimme war kalt und klar. Er schien kein Angebot gemacht, sondern einen Befehl gegeben zu haben.

»And don't run with the idea to flee!« Der zweite sprach ein gebrochenes English. Da ich oft Busfahrten ins Ausland unternommen hatte, verstand ich, was er sagte.



»Nein, nein. Ich mache alles, was sie wollen«, sagte der dritte, dessen Stimme zitterte. Ich zweifelte nicht daran, dass ihn der Besuch der anderen beiden nicht sehr erfreute. Womöglich erpressten sie ihn; zumindest klangen sie so.

»Also, nun mal ganz langsam«, begann der erste. »Wenn Sie uns geben, was wir wollen, dann können wir eine Lösung finden, die uns alle zufrieden stellen wird. Also, bitte. Geben Sie uns alle Unterlagen über die Makellosen. Wir können nicht länger riskieren, dass Sie und Pastor damit herumpfuschen.«

»In Ordnung. Wenn Sie versprechen, mich dann in Ruhe zu lassen, gebe ich Ihnen die Sachen. Darf ich aufstehen?«

»Nur zu.«

Ich hörte, wie der Mann aufstand und zu einem der Bücherregale ging. Instinktiv klammerte ich meine Arme fester um den Ordner und hielt die Luft an.

»Er ... er ist nicht da.«

»What do you mean: It's not there?«

»Der Ordner. Er fehlt. Gestern stand er noch hier in diesem Regal. Ich kann es beschwören.«

»Sie wollen uns wohl für dumm verkaufen. Wahrscheinlich haben Sie alles Pastor zugeschustert, der sich jetzt gerade heimlich aus dem Staub macht damit.«

»Nein, bestimmt nicht. Pastor hat Kopien der Unterlagen. Er hat keinen Grund dazu gehabt, die Originale auch mitzunehmen.«

»Ach, eine Kopie hat er also auch noch. Das wird ja immer besser.« Ein Körper prallte gegen die Frontwand des Schreibtisches. Ich hatte Angst, sie würde zerbrechen.

»Bitte. Lassen Sie mich!« Die Stimme des verängstigten Mannes erklang direkt über mir. Wahrscheinlich wurde sein Kopf gegen die Tischplatte gepresst. »Ich sage Ihnen auch, wo Pastor ist. Aber bitte lassen Sie mich los!«

»Dann heraus damit. Hier! Schreiben Sie es auf!« Der erste Mann ging einen Schritt zurück und lud demonstrativ eine Waffe durch. Über mir wurde mit einem Bleistift auf Papier geschrieben. Sogar

im Geräusch, das der Stift auf dem Blatt verursachte, konnte man erkennen, wie der Schreiber am ganzen Körper zitterte. Er überreichte den Fetzen einem der Männer. »Hier.«

»Gut. Und er hat beides? Originale und Kopien?«

»Ich sagte Ihnen doch: Er hat nur die Kopien.«

»Dann war's das für heute. Grimba?«

»Just a moment.«

»Was ... was haben Sie vor?«

Der Englisch sprechende Mann zog etwas Raschelndes hervor, vielleicht eine Plastiktüte. Er stülpte sie dem Zitternden über den Körper.

»Nein, warten Sie! Das können Sie doch nicht ...« Die Stimme des Mannes drang nur noch gedämpft unter der Tüte hervor. Der Englische stieß den Mann in die Mitte des Raumes. Ein lautes Zischen. Der Körper sackte zusammen, wurde aber aufgefangen, bevor er den Boden erreichte.

»Okay, bringen wir ihn weg.« Der erste Mann schnappte ein Feuerzeug auf und zündete es, dann klappte er es zu und atmete tief aus. Er rauchte. Aber nur fünf Züge, in denen er und der Englische schwiegen. Er ließ die Kippe auf den Teppichboden fallen. »Man sollte Zigaretten nicht so achtlos wegwerfen.«

»Let's go. The sooner we find this Pastor guy, the sooner this job's done.«

»Du hast Recht. Es lohnt sich nicht, die Sache hinauszuzögern.«

Die beiden trugen den Toten nach draußen. Ich lauschte. Erst als ich sicher war, unten die Haustüre gehört zu haben, wagte ich mich aus meinem Versteck. Die Zigarette, die auf dem Fußboden lag, entzündete sich plötzlich von selbst; offenbar war sie dementsprechend präpariert. Ich zertrat die Flamme und warf dann einen Blick auf den Ordner. Ob der Mann, von dem ich annahm, dass er dieser Smoke war, diesen in dem Regal gesucht und nicht gefunden hatte? Hatten die beiden ihn erschossen, weil ich den Ordner entwendet hatte, oder war Smoke ohnehin zum Tode verurteilt gewesen, egal, was er hier präsentiert hätte? Was auch immer die

Akten besagten, es war offenbar wertvoll genug, den Besitzer in Lebensgefahr zu bringen. Zum Glück war ich ein Unbekannter in diesem Kampf, ein Unbeteiligter, der nur aus Zufall und unbemerkt in Besitz dieses Ordners gelangt war. Dieser Umstand hätte mich sicherer fühlen lassen sollen, doch ich kam mir bereits jetzt vor wie Freiwild.

Ich wartete noch zwanzig Minuten, um sicherzugehen, dass die beiden Männer auch wirklich nicht mehr in der Nähe waren, dann verließ ich das Haus, den Ordner in eine Einkaufstüte gesteckt, die ich in meiner Jackentasche hatte. Lange grübelte ich nach, ob ich die Polizei informieren sollte oder nicht. Aber wie sollte das ablaufen?

*Ein Mord? Haben Sie ihn gesehen?*

*Nein, nur gehört.*

*Gibt es Spuren?*

*Nein, keine. Es waren Profis. Aber ich habe einen verbrannten Zigarettenstängel.*

Nein. So würde das nicht funktionieren. Zudem sah meine Personenakte nicht sehr gut aus; wenn ich nun mit einem Einbruch käme – nein.

Ich lief eine Stunde lang durch die Innenstadt, um mich möglichst weit von diesem Haus zu entfernen. Letztendlich erreichte ich ein Lokal, das fast menschenleer war. Ohne zu überprüfen, wie viel Geld ich noch besaß, bestellte ich einen Rum und setzte mich in eine dunkle Ecke. Vielleicht, weil ich so aussah, als könnte ich nicht löhnen, kassierte der Wirt, bevor er das Glas auf den Tisch stellte. Ich zahlte (und stellte erstaunt fest, dass ich doch mehr Geld besaß, als ich gedacht hatte). Eine Zeitlang sah ich dem Rum zu, der zitterte, wenn ich mit der Ferse auf den Parkettboden stampfte. Dann stürzte ich ihn in einem Zug die Kehle hinab. Der Wirt warf mir einen verachtenden Blick zu.

Ich öffnete den Ordner und sah mir jede einzelne Akte an. Bis auf vier Stück erstreckten sie sich über mehrere Seiten, handelten

jeweils von einer Person, allesamt Kindern, und beinhalteten persönliche Daten sowie etliche Berichte, die mit ebenso vielen, mir schleierhaften Kürzeln versehen waren. Von den vieren, die kürzer waren, endeten fünfzehn nach einer knappen Seite mit dem Tod der Person, eine brach an der gleichen Stelle ab, als hätte man sie einfach vergessen. Ich erinnerte mich – an Namen, die auf einer Liste standen. Der vergilbte Zettel, den ich in meiner Jackentasche mit mir führte, gab mir Recht: Alle Schüler, die auf der Klassenfahrt gewesen waren, hatten eine eigene Akte, aber es gab auch etliche Akten von Kindern, deren Namen nicht auf meiner Liste standen. Offenbar waren diese auf anderen Schulen gewesen.

Ich las wahllos mehrere Akten, wurde aber nicht daraus schlau. Was besagten die Einträge? Und was hatten diese Daten mit dem verhängnisvollen Unfall zu tun? Wenn sie das überhaupt hatten.

Da die Lebensläufe der meisten Schüler bis zu diesem Jahr aufgezeichnet waren, beschloss ich, einen von ihnen zu besuchen. Mit einem Kugelschreiber, den ich mir vom Wirt lieh, notierte ich die momentanen Aufenthaltsorte der noch lebenden Schüler meiner Liste. Ich war froh, als ich sah, dass einer von ihnen in Wither ansässig war, damit ich meine Recherchen direkt hier beginnen konnte, ohne ein weiteres Mal trampen zu müssen: Sophia Ground. Nach den Daten studierte sie an der hiesigen Universität. So wäre es wohl am besten, ich würde sie abends aufsuchen.

Ich packte alles zusammen und verbrachte die folgende Nacht unter einer Brücke. Es war kühl, doch ich hatte eine dünne Decke in meinem Rucksack dabei. Es fühlte sich an wie vor ein paar Jahren. Nur war ich jetzt alleine. Aber ich hatte ein Ziel, eine Aufgabe.

## *Tonband*

»Eines Abends kam ein Mann zu mir«, erzählte Sophia. »Er sah aus wie ein Penner. Ich glaube, er war es auch. Er sagte mir seinen Namen und erklärte mir, wer er sei. Angeblich der Busfahrer des Schulausfluges, der in diesem Unfall endete. Aber das habe ich ja schon erzählt. Jedenfalls meinte er, interessante Details darüber gefunden zu haben, die er mir zeigen wollte. Zuerst war ich skeptisch, aber, zugegeben, wer wäre das nicht gewesen? Kommt ein verwahrloster Mann zu dir nach Hause und will dir was über deine Vergangenheit erzählen. Ich hatte die wildesten Ideen: Vielleicht war er von einer Sekte oder einer Diebesbande, die sich bei Leuten einschleimen, um dann ihre Barschaft zu stehlen. Aber letztendlich habe ich ihn hereingebeten. Er hat mir dann kurz berichtet, wo er überall war, was er über die Sunshine GmbH oder die Featherlines GmbH herausgefunden hatte.« Sophia skizzierte kurz die Geschichte des Mannes. »Dann hat er mir einen Ordner gezeigt, in dem sich ein Haufen Akten befanden. Als ich dann meine eigene Akte vor Augen sah, alles dokumentiert mit Bildern von mir als Kind, Jugendliche und junge Erwachsene, da wurde mir ganz anders. Offenbar hatte man an uns, also an uns Schülern, während einer Untersuchung bei der Schulärztin etwas angetan. Was genau es war, war für mich nicht ersichtlich – wohl irgendein Aufbaupräparat, das Krankheiten abwehren sollte –, aber ich erinnerte mich an den Besuch bei ihr. Es war die erste Spritze, an die ich mich erinnern kann; eine Impfung – so hieß es zumindest. Aber irgendwas muss schiefgegangen sein. Als wir nach dem Unfall ins Krankenhaus kamen, hat man uns wohl wieder etwas verabreicht,

das in den Akten als „Neutralisator“ bezeichnet wurde. Aber es gab eine Menge Schüler, die gestorben sind, bevor sie diesen Stoff bekommen haben. Das war wohl diese Grippe, die während unserer Zeit in der vierten Klasse in anderen Schulen mehrere Leben gekostet hatte. Besonders verblüfft war ich über deine Akte. Es schien so, als hätten sie dich vergessen. Aber du warst ja auch nicht bei der Klassenfahrt dabei. Ihr wart plötzlich weg gewesen.«

Ich überlegte kurz. »Soll das heißen, mir fehlt dieser „Neutralisator“?«

»Vielleicht hast du ihn anderswo bekommen.«

»Sicherlich nicht. Ich war zwar kurz krank, nachdem wir weggezogen sind, aber beim Arzt war ich nicht. Ich hatte keine Spritze bisher.«

»Das heißt tatsächlich, dass ...«

»Dass was?«

»Das der Stoff bei dir gewirkt hat.«

»Welcher Stoff?«

»Na, der uns von der Schulärztin verabreicht wurde. Bei vielen hat er zum Tod geführt, weshalb man ihn neutralisiert hat. Aber wenn das bei dir nicht der Fall war und du diesen Stoff noch immer in dir trägst, dann heißt das, er hat gewirkt. Richtig gewirkt, meine ich. Das heißt, du bist immun gegen Krankheiten.«

»Entschuldige, aber ich komme nicht mehr mit.«

»Nach allem, was ich den Dokumentationen entnehmen konnte, diente der ursprüngliche Wirkstoff als ein das Immunsystem stärkendes Mittel. Er sollte Krankheiten abhalten.«

»Na ja, krank war ich seit dieser Grippe tatsächlich nicht mehr.«

»Da siehst du's. Deshalb wirst du wohl auch verfolgt. Sie wollen dich haben, weil das Experiment bei dir funktioniert hat.«

»Ist doch Blödsinn. Wieso erst nach so vielen Jahren? Das gibt doch überhaupt keinen Sinn.«

»Sie hatten dich vergessen.«

»Wie können Leute, die alles akribisch aufzeichnen, sowas vergessen?«

»Sie waren unorganisiert. Diese Sunshine GmbH – ich glaube kaum, dass die der Drahtzieher in dieser Sache ist. Ich glaube eher, dass sie im Auftrag eines großen Konzerns gearbeitet hat. Aber sie war schlampig. Sie hat dich vergessen, weil du nicht auf der Klassenfahrtsliste standest, und ihre Methode, uns alle so schnell wie möglich ins Krankenhaus zu bringen, wo man uns den Neutralisator geben konnte, war alles andere als subtil. Vermutlich hat sie sich deshalb aufgelöst, und ihre Betreiber, Smoke und Pastor, haben sie unter neuem Namen wiedereröffnet.«

»Und wer sind diese Typen, die diesen Kerl umgebracht haben, diesen Smoke?«

»Vielleicht beseitigen sie Spuren, die auf die ganze Aktion hinweisen. Deshalb wollten sie wahrscheinlich auch den Ordner haben und die Firma niederbrennen. Sie wollen alles beseitigen. Auch dir wollten sie einen Besuch abstatten. Theodore hat mich gestern Abend angerufen. Er sagte, diese Typen seien mir auf den Fersen, und auch du seist vielleicht in Gefahr. Ich solle dir Bescheid geben, abzuhaufen. Er hatte dich ja schon einige Zeit beobachtet und dabei herausgefunden, dass auch diese Typen hinter dir her waren und zum Beispiel dein Telefon verwandt haben. Aber gestern wollten sie es wohl nicht mehr beim bloßen Beobachten lassen.«

»Und Theodore?«

»Ich habe nichts mehr von ihm gehört. Hoffentlich ist ihm nichts passiert. Ich war auch gestern Abend noch bei der Polizei. Ich habe denen alles erzählt. Sie haben zwar jemanden zu meiner Wohnung geschickt, aber da war niemand. Auch vor dem Haus lungerte niemand herum. Den Ordner haben sie sichergestellt; ich habe natürlich vorher im Copyshop eine Kopie anfertigen lassen. Aber ich fürchte, bis der Inhalt des Ordners Wirkung zeigt, wird einige Zeit vergehen.«

»Wieso?«

»Weil so etwas wie dieser Ordner von einem unabhängigen Experten auf Echtheit geprüft werden muss, bevor der Inhalt verwen-

det werden kann. So ein Verfahren kann mehrere Monate, vielleicht sogar Jahre dauern. Und wer weiß? Vielleicht lässt irgendein Polizeibeamter den Ordner unauffällig ... verschwinden.«

Lange Zeit schwiegen wir uns an. Ich ging unser Gespräch noch einmal von vorne nach hinten durch, dann die Geschichte des Busfahrers, dann meine Kindheit. Was Sophia da erzählte, klang absurd, konnte aber stimmen. Alles davon. Vielleicht war auch alles nur halb so wild, aber das war eine Hoffnung, die sogleich in mir verstarb. Das Gefühl, das ich seit Tagen in mir herumtrug, sprach eine andere, eine finstere Sprache. »Wie habt ihr mich eigentlich gefunden?«

»Wir dachten ja eigentlich zuerst, du müsstest auch tot sein. Ich habe aber trotzdem nach dir gesucht.«

»Wo?«

»In den Studentenverzeichnissen aller Universitäten. Mir war klar, dass du sicherlich studieren würdest, solltest du noch leben.«

»Wieso war das klar?«

»Na«, begann sie und schien dabei verlegen zurückzuweichen. »Du warst doch auch früher immer schon so schlau.« Sie sagte es in einem Tonfall, der mich an ein Kind erinnerte. »Du konntest vor allen anderen lesen, schreiben, rechnen. Du konntest sogar schon ein bisschen Englisch. Meistens war dir langweilig.«

»Das stimmt.« Ich lächelte und schämte mich. »Dass du das alles noch weißt«, sagte ich verlegen. »Ich weiß nichts mehr über dich.«

»Ach, ist doch nicht so schlimm.«

Ich trommelte auf den Tisch. Das Glas, das vor mich auf dem polierten Holztisch stand, war leer. Einen kurzen Moment spielte ich mit dem Gedanken, noch eines zu bestellen, ließ es aber. »Und was machen wir jetzt?«

»Wir sollten auf Tauchstation gehen, bis sich Theodore wieder meldet. Ich habe mein Telefon auf Rufumleitung gestellt. Alle eingehenden Anrufe werden auf mein Handy geleitet. Das heißt, sollte Theodore tatsächlich diesen Typen in die Hände gefallen



sein, haben sie nur meine Festnetznummer. Damit können sie nichts anfangen. Wir sollten uns aber von meiner Wohnung fernhalten.«

»Und in meine, schätze ich, sollten wir auch nicht zurückgehen.«

»Nein. Zu unseren Eltern können wir auch nicht. Deren Adressen stehen ja noch in den Akten.«

»Die von meinen nicht. Aber da muss ich nicht unbedingt hin.«

»Wir könnten zu meiner Tante fahren. Sie wohnt etwas außerhalb in einer alten Villa. Bei ihr können wir bestimmt für ein paar Tage unterkommen.«

»In Ordnung.« Ich nickte.

Wir bezahlten und verließen das Café. In einer Telefonzelle rief Sophia ihre Tante an. Ohne zu überlegen oder nachzufragen, lud sie uns zu sich nach Hause ein. Wir nahmen die nächstbeste Straßenbahn in die Vororte, im Gepäck nur unsere Geldbeutel, meinen Rucksack und den Ordner, und es dauerte keine Stunde, bis wir vor der großen Villa standen, in deren Vorgarten ein geräumiges Vogelhäuschen mit gut gefüllten Tränken und Futterstellen Gastfreundlichkeit auswies.

Die Größe des Hauses war immens, so dass es mir zuerst wie ein Labyrinth vorkam. Alle Zimmer waren mit alten Eichenmöbeln ausgestattet, keines wirkte zu karg oder zu überladen. Großkopien alter Meister hingen in Echtholzrahmen an geeigneten Stellen und verfeinerten die rustikale Eintönigkeit mit satten Farben. Mehrere Katzen unterschiedlicher Färbungen streunten durch die Räume der Villa, sogar eine seltene dreifarbige Katze, die schon alt war und auf einem Bein lahnte.

Tante Marga (die mich anhielt, sie auch so zu nennen) führte mich herum und konnte es sich nicht verkneifen, alte, peinliche Geschichten von Sophia und ihrer Cousine Alberta zu erzählen, die inzwischen ausgezogen war und als Arzthelferin jobbte. Ich meinte, nach dieser Führung mehr Schwänke gehört zu haben, als ich selbst je erlebt hatte.

Was mich beschäftigte, während wir drei im hinteren Garten bei Tee und Gebäck saßen, war die Frage, was Tante Marga wohl von mir dachte. Ihr war die Neugierde ins Gesicht geschrieben, aber sie verkniff sich, ihre Nichte zu fragen, ob ich denn nun ihr fester Freund sei, wollte offenbar darauf warten, bis diese es selbst erzählte, und beinahe hätte ich mich persönlich zu Wort gemeldet, um zu sagen: »Ach übrigens, wir kennen uns nur so von früher. Alte Schulkameraden, du weißt schon.« Doch wir schwiegen über dieses Thema. Insgeheim aber verspürte ich – wenigstens zehn Sekunden lang – den Wunsch, es könnte doch so sein, und Sophia würde ihrer Tante bald eröffnen, sie und ich, wir würden uns demnächst verloben, und dann hielte sie meine Hand, um es zu beweisen. Doch es war nur ein infantiler Wunsch. Die Wirklichkeit war anders. Dieses Mädchen und ich saßen Tante Marga gegenüber und erzählten Belangloses, um nicht zugeben zu müssen, dass wir vielleicht verfolgt wurden und in eine wer weiß wie gefährliche Sache geraten waren. Doch Tante Marga fragte nicht. Auch später nicht. Sie erzählte von sich und ihrer Tochter.

Später am Tag gingen wir einkaufen, kochten und aßen zusammen, spülten gemeinsam ab, sahen einen Film, der im Fernsehen lief, unterhielten uns darüber und gingen letztendlich auf unsere Zimmer. Es war so, wie ich es mir immer schon gewünscht hatte. Eine normale Familie wie die meiner Freunde. Nicht wie meine. Doch all die schlechten Erinnerungen, die ich mit meinen Eltern verband, waren wie Sand von einem Sturm zerfegt, als ich an jenem Abend mit Sophia in einem Zimmer saß.

Ich saß ihr gegenüber auf dem Boden. Sie trug einen Pyjama, der im fahlen Laternenlicht, das von einer gemusterten Gardine durchsiebt wurde, grau erschien. Der linke Ärmel hing schlaff herab. Sie hatte den Arm über die angezogenen Beine gelegt und lehnte an der Wand, weil sie sonst das Gleichgewicht verlieren und umkippen würde. Ich konnte ihr nicht sagen, wie sehr sie mir gefiel. Wie sie erst gewesen wäre, wenn dieser Unfall ihr nicht einen

Arm geraubt hätte, war kaum vorstellbar. Ich verfluchte jemanden, wusste aber nicht, wer nun wirklich für den Unfall verantwortlich gewesen war. Oder verfluchte ich mich sogar selbst, weil ich nicht in dem Bus gesessen hatte? Weil es mich nicht auch getroffen hatte? Weil ich mich nicht an sie erinnert hatte? Weil ich sie immer auf ihren fehlenden Arm reduzierte?

»Woran denkst du?«, fragte sie mich, und ich errötete unmerklich, weil ich im Dunkeln saß.

»An dich«, antwortete ich wahrheitsgemäß.

»Und woran genau?«

»Die Frage ist unfair.« Ich klang verlegen. »Und woran denkst du?«, sagte ich, um mich aus der Affäre zu ziehen.

»Ich denke an früher. Wie einfach alles noch war. Man stand morgens auf und ging in die Schule. Ein bisschen Addition, ein Diktat, ein paar hässliche Bilder gemalt, dann auf dem roten Pausenhof Versteck gespielt oder Fangen, danach etwas Sport, Heimatkunde, und das jeden Tag. Man hat Geschichten gelesen, um seinen Spaß daran zu haben, und wenn man einen Witz nicht verstanden hat, man hat trotzdem gelacht. Es war alles einfacher. Und heute? Heute lernt man Theorien und noch mehr Theorien, um Dinge zu wissen, die niemand zu wissen braucht, und wenn man mal meint, man hätte irgendwas verstanden, dann bringen sie dir ein neues Buch, in dem dieses Wissen noch weiter vertieft wird, und das so lange, bis man nichts mehr versteht. Vielleicht sind diejenigen, die damals umgekommen sind, besser dran.«

»Das klingt blöd.«

»Ich weiß. Tut mir leid. Aber fühlst du dich nicht auch manchmal so?«

»Nein. Gut, ich hatte meine Probleme in der letzten Zeit, aber seit ich von zu Hause weg bin, ging es mir sehr gut. Den Bezug zu meinen Eltern zu verlieren war ein großer Gewinn.«

»Lief es nicht gut zwischen euch?«

»Nein. Meine Eltern haben mir nie das Gefühl gegeben, dass ich ein Teil ihrer Welt war. Ich glaube, ich war ihnen egal.« Ich gähnte,

reckte mich und stand auf. »Ich gehe jetzt wohl besser rüber. Ich bin todmüde.«

»Wenn du willst«, begann sie, »dann kannst du auch hier übernachten.«

Ich sah sie verdutzt an und dachte kurz über nichts nach, dann stellte ich mir vor, wie wir zusammen in einem Bett lägen, dicht nebeneinander, obwohl sie wahrscheinlich an eine weitere Matratze auf dem Boden gedacht hatte. »Nein«, sagte ich lächelnd. »So wie ich schnarche, würdest du die Nacht wohl nicht überleben.«

»Na, dann.«

Ich verließ ihr Zimmer und drückte die Tür sanft in das Schloss. Während ich mir im Badezimmer die Zähne putzte, dachte ich nochmal daran, wie wir beide nebeneinander lägen und eine Wolldecke teilen würden.

Als ich im Gästezimmer im Bett lag, dachte ich an meine Eltern. Erst zu diesem Zeitpunkt kam mir der Gedanke, dass sie mich hatten umbringen wollen.

## *Theodore*

Ich beobachtete Lucas Wind, dessen Akte vergessen im Ordner verblichen war, bereits mehrere Tage lang, und auch die beiden Männer in Anzügen waren mir nicht entgangen. Beide waren um die vierzig. Der eine war groß, aber schmal, hatte schulterlange, blonde Haare, glatt nach hinten gekämmt, der andere war kleiner, hatte einen dunkleren Teint und wirkte mit seinem tiefschwarzen, lockigen Haar fremdländisch. In seinem rechten Ohr steckte eine kleine Hörmuschel, und ich sah, er führte in seinem Anzug einen CD-Spieler mit sich. Obwohl das Bild der beiden eher klischeehaft professionell wirkte, fiel es nicht schwer, mir vorzustellen, dass diese beiden Smoke in seinem eigenen Büro aus dem Weg geräumt hatten.

Sie waren noch nicht so lange hinter Lucas her wie ich, zumindest hatte ich sie erst gestern bemerkt. Die beiden beobachteten ihn und schrieben Notizen auf, sie waren gar so sehr damit beschäftigt, ihn zu observieren, dass ich mir keine Sorgen machte, sie könnten mich entdecken. Ihre Anwesenheit beunruhigte mich dennoch, und ich befürchtete, sie könnten Lucas früher oder später etwas antun – ihn beseitigen. Deshalb gab ich Sophia Bescheid: Wenn ich sie anrufen und nur einmal Läuten lassen würde, sei das ein Zeichen für sie, Lucas zu alarmieren. Dazu hatte sie mir ein altes Mobiltelefon sowie die dazugehörige Telefonkarte mit etwas Restguthaben überlassen.

Ich integrierte mich in das Studentenleben, obwohl ich zuerst befürchtete, wie ein blauer Dackel aufzufallen. Aber nach einer Dusche, die ich bei Sophia genommen hatte, und einem Friseurbe-

such sah ich beinahe wieder salonfähig aus. Wenn Lucas eine Veranstaltung besuchte, hielt ich mich fern; wenn ich in der ersten Reihe gesessen hätte, wäre ihm das sicherlich aufgefallen. Zudem wusste ich nicht, was mir das über ihn hätte sagen können. Stattdessen ließ ich mir also einen Gästerausweis für die Fakultätsbibliothek und durchstreifte wahllos die Büchergänge. Vieles davon behandelte altertümliche Schriften oder war so schwierig geschrieben, dass ich nicht weiter als ein paar Seiten kam. Letztendlich fand ich die Übersetzung eines alten Buches über Mythen und Sagen. Ich war erstaunt, manche Geschichten in modernen Märchen, die ich aus meiner Kindheit kannte, wiederzufinden.

Pünktlich zum Ende der Veranstaltungen begab ich mich wieder ins Foyer und wartete auf Lucas. Es gab etwa fünf Leute, mit denen er sich regelmäßig zum Essen traf, aber mir war gleich aufgefallen, dass ihr beide besser befreundet wart. Deshalb folgte ich eines Abends nicht Lucas, sondern dir nach Hause; daher habe ich deine Adresse.

Als ich merkte, dass Lucas vorsichtiger wurde, sich öfter umsah und die Öffentlichkeit zu meiden begann, zog ich mich etwas zurück. Die beiden Männer aber blieben beständig auf ihrem Observationsposten. Einmal – das weiß ich deshalb, weil ich einen Tag lang nur seine Wohnung beobachtet hatte – waren sie sogar in Lucas' Wohnung eingedrungen. Ich vermutete, sie wollten eine Abhörvorrichtung installieren.

Abends versteckte ich mich in einem Gebüsch in der Nähe des Hauses, wo Lucas wohnte. Ich hoffte, er würde seine Rollläden wenigstens einen Spalt breit nach oben ziehen, damit ich sehen konnte, was er tat. Doch Fehlanzeige! Er verbarrikadierte sich regelrecht, und bald war es sogar so schlimm, dass er nicht mal mehr seine Wohnung verließ. Du kamst ihn ab und zu besuchen, gingst einkaufen. Ich ging jede Nacht in eine Kapelle in der Nähe und legte mich auf die Sitzbank, um vom inzwischen kühlen Nachtwind geschützt zu sein. Auch in jener Nacht, als die Männer mich dort aufsuchten.

Zuerst dachte ich, Polizisten hätten mich entdeckt und wollten mir mitteilen, ich könne die Kapelle nicht als Schlafplatz missbrauchen. Doch so war es nicht. Stattdessen blickte ich in den Lauf einer Pistole. Der Große hielt sie. »Ich glaube, wir müssen uns unterhalten«, sagte er. Seine Stimme verriet ihn als jenen Mann, der auch mit Smoke gesprochen hatte. »Come with us, please!«, sagte der Englische, und etwas in seinem Tonfall ließ die Bitte wie einen Befehl klingen, den ich in Anbetracht meiner Lage anstandslos befolgte. Die beiden führten mich zu einem dunkelgrünen Großsportwagen, einem Tornado, der trotz des unbeständigen Wetters und der schmutzigen Straßen fabrikneu aussah. Der Große fuhr los, der Englische saß neben mir auf der Rückbank. Ich war erstaunt, da dieser mich nicht mit einer Waffe bedrohte; offenbar merkte er, dass es mir fern lag, wild um mich zu schlagen.

Wir verließen das Dorf und fuhren Richtung Wither. Ich hoffte, irgendjemand, irgendein anderer Autofahrer, könnte mich hier sehen und meinen Blick als den eines Hilfesuchenden deuten; aber beim Einsteigen hatte ich die Fenster gesehen. Sie waren polariert, so dass man nur von innen nach außen hindurchsehen konnte. Bei jeder neuen Geschwindigkeitsbegrenzung betete ich, der Große würde zu schnell oder zu aggressiv fahren und von der Polizei angehalten werden, doch er befolgte alle Straßenverkehrsregeln ordnungsgemäß, fuhr nicht zu dicht auf oder wechselte die Spur, ohne zu blinken.

»I'm Grimba«, sagte der Englische nach einer Weile. Er schielte zu dem Großen, der ruhig am Steuer saß. »That's Harak. Do you understand?«

Ich nickte. »Was wollt ihr von mir?«, fragte ich, ohne zu überlegen, ob ich auf Englisch antworten sollte oder nicht.

»We're gonna talk«, erklärte Grimba. »We have to talk«, verbesserte er sich. »We have to talk ... undisturbed. Where we're all alone.« Grimba lächelte finster.

»Das beruhigt mich nicht, ehrlich gesagt.«

Dann grinste der Englische, als hätte er sich eben nur einen

Scherz mit mir erlaubt, und fuhr in beruhigendem Ton fort: »Don't be afraid. Tell us what we want to know, and you're out of this mess in no time.«

»Es ist trotzdem nicht sehr beruhigend.«

Zweieinhalb Stunden später lenkte Harak den Tornado in eine Tiefgarage von Withers Innenstadt. Am hinteren Ende der unterirdischen Anlage versperrte ein Tor den Weg, das sich erst öffnete, als Harak eine Codekarte durch einen Schlitz gezogen hatte. Dann parkte er den Sportwagen in einer geräumigen Parktasche.

Die beiden brachten mich zu einem Aufzug, der moderner war, als ich Personenfahrstühle von Parkhäusern in Erinnerung hatte. Offenbar befanden wir uns auch in einem exklusiven Abteil der Tiefgarage. Harak drückte einen Knopf, und die Kabine sauste so schnell nach oben, dass ich befürchtete, sie würde durch den Dachboden krachen. So schnell sie beschleunigt hatte, so schnell und geschmeidig kam sie im fünfzehnten Stock zum Stehen. Ich war erstaunt, eine große Wohnung zu sehen, als sich die Kabinentür beinahe lautlos öffnete.

Die Wohnung entsprach dem, was ich mir immer erträumt hatte: Sie war groß, hell, bekannte Gemälde an den Wänden, bestimmt Originale, eine große Multimediaanlage, einen Kamin, in dem Feuer prasselte, und eine weite, weiße Couchgarnitur.

»Ah, da sind Sie ja«, sagte der Mann, der auf dem weißen Sofa saß und die Hände auf dem flachen Bauch verschränkt hatte. Mir war nicht klar, ob er mich, Harak oder Grimba meinte. »Gut. Ich habe nicht viel Zeit. Setzen Sie sich doch, Mr. Long.«

»Woher wissen Sie meinen Namen?«

»Datenbanken, Mr. Long, Datenbanken. Sie haben sich etwas verändert seit der letzten staatlichen Erfassung, aber bestimmte Merkmale ändern sich selten.«

»Soll das heißen, Sie gehören zum Staat?«

»Ach was, was soll das sein, der Staat!«

Der glatzköpfige Mann war schon älter, vielleicht knappe sech-



zig. Wenn er kein Politiker war, dann wahrscheinlich das Oberhaupt einer größeren Firma. Allein solch eine Wohnung im Kern von Wither zu unterhalten, der kulturell bedeutendsten wie auch teuersten Stadt des Landes, musste immens teuer sein. Aber offenbar hatte dieser Mann Beziehungen zur Politik und der Polizei, da er Zugang zum staatlichen Personenerfassungsprogramm hatte. »Was wollen Sie von mir?«

»Ich wollte Sie fragen, ob Sie womöglich etwas über einen Ordner wissen, etwa dreißig Zentimeter dick und schwarz?«

»Nie davon gehört. Aber ich kenne einen Schreibwarenladen, da finden Sie sowas bestimmt.«

»Sehr komisch, Mr. Long. Ich hatte das eigentlich als Chance für Sie vorgesehen, aber Sie scheinen sich dafür nicht zu interessieren. Wenn Sie es also nicht auf die sanfte Tour wollen, dann regeln wir die Sache anders. Harak, Grimba, ich überlasse ihn euch. Ich muss zu einer Konferenz. Wenn ihr was herausbekommt, ruft mich sofort an.« Die beiden nickten, als der Mann ihnen einen Schlüssel zuwarf, aufstand und dann zum Aufzug ging. Die Tür öffnete sich, der Mann trat ein, und kurz bevor der Fahrstuhl sich schloss und nach unten fuhr, fügte er hinzu: »Fühlt euch wie zu Hause.«

Harak und Grimba führten mich in ein weißes Badezimmer, das ganz mit Plastikfolien ausgelegt war, wie man sie von Malerarbeiten kennt. Während ich schweigend auf dem Rand der Badewanne saß, streiften sie sich schwarze Handschuhe über.

Das, was folgte, ist schwerlich zu berichten. Sie zogen mich aus und folterten mich, quälten mich, und das Schlimmste war, dass sie es nicht taten wie Sadisten, die von meiner Qual am Leben gehalten wurden, sondern wie Maschinen, die augenblicklich ihr schmerzhaftes Treiben beendet hätten, wenn ich geständig gewesen wäre. Zuerst war ich es nicht. Ich ließ sie alles tun, was sie wohl über lange Jahre hinweg über die Erzeugung von Schmerz gelernt hatten. Am Anfang schienen mir die Methoden fast harmlos zu sein, doch bald merkte ich, wie mit jeder neuen Art der Folterung

der Schmerz größer und intensiver wurde. Ich weiß nicht, wie lange ich diese Qualen erduldet habe, wie weit Harak und Grimba noch hätten gehen können, ohne mich zu töten, aber letztendlich war ich geständig. Ich erzählte von dem, was ich erlebt hatte, wie ich in Smokes Büro gewesen war, und von dem Ordner, den ich gestohlen hatte, von Sophia und Lucas. Sie hörten mir geduldig zu, so dass ich das Gefühl hatte, es ihnen gerne zu erzählen. Kaum war ich mit meiner Rede fertig, zog Harak ein modernes Mobiltelefon aus seinem Anzug und verließ das Badezimmer, schloss die Tür hinter sich. Als ich ihn draußen mit jemandem reden hörte, setzte sich Grimba neben mich auf den Rand der Badewanne. »How do you feel?«, fragte er.

Ich konnte nicht antworten. Es ging einfach nicht.

»You can put them on now«, sagte er und zeigte auf meine Kleidung. Ich nickte und zog mich an. Mit der Wärme, die ich unter der ausgetragenen Wäsche verspürte, verebbte auch der Schmerz – jedenfalls für einen kurzen Moment. »I hope we weren't too hard on you.«

»Could have been worse«, lächelte ich, aber es war ein grausames Lächeln, das weder ich noch Grimba ernst nahmen. »And now? What are you going to do with me?«

»Depends«, sagte er auf. »Chances are good that we don't have to kill you«, fügte er dann noch hinzu, als ob mich das beruhigen könnte.

Harak trat ein und warf erst einen prüfenden Blick auf mich, dann auf seinen Kollegen. »Neue Anweisungen. Ich habe ein weiteres Honorar ausgehandelt. Wenn wir die Sache im Stillen regeln, gibt's einen Bonus.«

Grimba nickte. »And him?«

»Wir lassen ihn hier. Für den Fall, dass wir ihn nochmal ... befragen müssen. Wir sollen lediglich sicherstellen, dass er das Badezimmer nicht verlässt.«

»Got it. Mr. Long?« Ich blickte auf und nickte. Ich wusste, was er mich gleich fragen würde. Ich würde keinen Unsinn anstellen. »I

promise«, sagte ich, und wenn ich jetzt daran zurückdenke: Es muss wohl ein Flehen gewesen sein, das so erbärmlich war, dass die beiden daraufhin einfach das Badezimmer verließen und die Türe verriegelten. Ich hörte sie durch die Wohnung laufen, hörte den Aufzug kommen und gehen, und dann war alles still.

Es dauerte länger als Viertelstunde, bis ich mich zum ersten Mal vom Platz bewegte und begann, mir Gedanken über meinen Verbleib zu machen. Weil mir alle Glieder schmerzten, legte ich mich in die Badewanne, und als mir klar wurde, dass ich mich in einer modernen Wohnung befand und nicht in einem abrisssreifen Gebäude, ließ ich mir, während ich die Kleider anbehielt, Wasser ein, deren Temperatur ich an einer Konsole mit Digitalanzeige regeln konnte. Das warme Bad tat gut. Ich stellte mir vor, dieser Mann von vorhin zu sein, der abends zum Entspannen in der Badewanne lag und sich vorstellen musste, dass ein paar Stunden zuvor blutbefleckte Plastikplanen im Raum verteilt gewesen waren. Ich zitterte bei dieser Vorstellung.

Dann erst kam mir in den Sinn, wohin Harak und Grimba fahren würden, was ihre neuen Anweisungen sein mussten: Sie würden sich den Ordner von Sophia holen und sie womöglich beiseite schaffen. *Wenn wir die Sache im Stillen regeln*, hallten mir Haraks Worte in den Ohren. Im Stillen? Vielleicht, wenn niemand etwas mitbekommt? Soll es vielleicht wie ein Unfall aussehen? Als ich mir klar machte, dass sich Sophia in Lebensgefahr befand und ich in einer Badewanne die Glieder entspannte, gab ich mir eine Ohrfeige. Ich zog Sophias altes Mobiltelefon aus meiner Jacke. Zum Glück hatten mich die beiden nicht durchsucht; womöglich hatten sie gedacht, ein Penner wie ich hätte bestimmt nichts dabei. Ich wählte Sophias Handynummer und hoffte, sie würde mit Freunden die Nacht in irgendeinem Café verbringen, denn es konnte nicht sonderlich weit bis zu ihrer Wohnung sein. Freizeichen. Freizeichen. Freizeichen. Ich blickte auf die Uhrzeit am unteren Rande des Displays. Es war fast elf Uhr, und es war Freitag. Die Chancen

standen gut, dass sie nicht zu Hause war. Freizeichen. Dann nahm sie ab: »Sophia Ground. Theodore, sind Sie's?«

»Sophia, Gott sei Dank! Sind Sie in Ihrer Wohnung?«

»Nein, ich bin unterwegs. Wieso?«

»Dann gehen sie nicht dorthin zurück! Diese beiden Typen sind hinter Ihnen her. Und hinter dem Ordner.«

»Aber woher wissen die ...«

»Erkläre ich später. Es ist jetzt nur wichtig, dass die beiden Sie nicht erwischen. Den Koffer sollen sie unseretwegen haben. Dann lassen sie uns vielleicht auch in Ruhe.«

»Aber den Ordner hab ich dabei. In meinem Rucksack.«

»Hm. Okay. Rufen Sie Lucas an und sagen Sie ihm, er soll aus seiner Wohnung verschwinden. Ich glaube, er ist auch nicht mehr sicher. Womöglich sind die beiden schon auf dem Weg zu ihm. Er soll sich gleich aus dem Staub machen.«

»Und was soll ich ihm sagen?«

»Sagen Sie ihm, Sie wollen sich mit ihm treffen! Gleich morgen. Und dann erklären Sie ihm alles!«

»In Ordnung.«

»Aber nicht am Telefon, hören Sie? Das wird wahrscheinlich abgehört.«

»Ja, ja. Alles klar. Und was ist mit Ihnen? Wo sind Sie?«

»Ich bin in Wither. In irgendeinem Nobelhochhaus in einem Badezimmer eingesperrt. Ich weiß nicht genau, wo, aber ich befürchte, morgen bin ich tot.«

»Was?«

»Es ist wahrscheinlich am besten, wenn Sie die Polizei hinzuziehen.«

»Das sollten Sie auch tun. Vielleicht kann man Sie orten.«

»Vielleicht. Aber rufen Sie zuerst Lucas an!«

»In Ordnung.«

Ich legte auf und wählte direkt danach den Notruf. Die ruhige Stimme einer Frau meldete sich und fragte, wie sie mir helfen könne. Ich erklärte ihr meine Lage und versuchte, dabei so ruhig wie

möglich zu bleiben. Obwohl in ihrer Stimme Zweifel mitklangen, versuchte sie, das Mobiltelefon zu orten. Das Ergebnis war allerdings nicht sehr eindeutig: Sie könne meinen Standort nur auf etwa zweihundert Meter genau bestimmen. In der Innenstadt von Wither gäbe es aber so viele Wohnungen auf einem Fleck ... wenn ich nichts Genaueres hätte, könne sie da nicht viel unternehmen. Auf der Glasinsel – so wurde der Stadtteil mit den hohen, meist von Unternehmern und Politikern bewohnten Glasbauten genannt – würden nur ehrbare Bürger des öffentlichen Lebens wohnen; da könne man nicht einfach reinspazieren und jede Wohnung durchsuchen. Die Frau versprach aber, jemanden in diese Gegend zu schicken, um nachzusehen. Ich bedankte mich abschätzig und beendete das Gespräch mit den Worten, wenn sie mich sterben lassen wolle, habe sie ihre Arbeit gut gemacht.

Ich legte das Mobiltelefon auf den Rand der Badewanne und ließ mich etwas tiefer ins Wasser sinken. Wenn ich schon bald sterben müsste, dann wenigstens rein gewaschen. Mein Galgenhumor verwunderte mich und ließ mich längere Zeit nachdenken.

Als ich später, sehr viel später den Aufzug erneut kommen hörte, erkannte ich den Grund meiner Ruhe: Ich hatte längst mit meinem Leben abgeschlossen.

## *Tonband*

Obwohl sich mir die Wahrheit über unseren Umzug damals beinahe aufdrängte, wollte ich sie von meinen Eltern mit eigenen Ohren hören. Wolltet ihr mich sterben lassen? Ich erzählte Sophia davon, und sofort tröstete sie mich so liebevoll, dass ich mein Vorhaben, meine Eltern zur Rede zu stellen, fast aufgegeben und links liegen gelassen hätte. Doch etwas drängte mich dazu. Ein Prinzip, nach dem Eltern ihre Kinder lieben müssen. Stand das nicht sogar so geschrieben, womöglich auf irgendeiner Seite der dicken Gesetzbücher? Wenn ich an Vater und Mutter dachte, war so ein Paragraph eine Farce.

Tante Marga erlaubte mir, ihren Computer mitsamt dem Scanner zu benutzen, und so erstellte ich Kopien all jener Seiten des Ordners, die mir am wichtigsten schienen. Die Kopien tat ich in einen Schnellhefter, steckte diesen in einen braunen Umschlag, legte ein Papier, das ich währenddessen geschrieben hatte, dazu und adressierte ihn. Weil ich ein ungutes Gefühl hatte, wollte ich sichergehen, dass George darüber aufgeklärt würde, was geschehen war.

»Bleibt hier«, befahl ich Sophia, »und geht nicht unnötig nach draußen! Wenn, dann nur zu zweit und mit dem Auto. Wenn ihr irgendwas Verdächtiges bemerkt, ruft sofort die Polizei an! Aber hier müsstet ihr eigentlich sicher sein.« Ich erschrak über den rauen Ton, den ich Sophia gegenüber an den Tag legte, und entschuldigte mich sogleich dafür. Ich machte mir Sorgen um sie. Zwar kannte ich sie erst seit gestern, wenn man die Zeit in der Grundschule ignoriert, doch ich war mir sicher war, ich wollte sie wieder-

sehen. Sophia umarmte mich, soweit sie es konnte. In ihrem Blick bemerkte ich die aufkeimende Hoffnung, ich würde bleiben. Doch ich konnte nicht.

Ich verabschiedete mich von Tante Marga und bedankte mich für ihre Gastfreundschaft. Sie umarmte mich ebenso, und als ich bereits in der Haustüre stand, um zu gehen, flüsterte sie mir zu, dass sie jemanden wie mich schon immer für ihre Nichte gewünscht hätte. Dann zwinkerte sie mir zu, und ich ging. Zum ersten Mal seit langer Zeit hatte ich einen herzensernsten Wunsch, den Wunsch, Sophia wiederzusehen und sie in den Armen zu halten. Dann ging ich.

Auf dem Weg zur Bushaltestelle warf ich den Umschlag für George ein.

Es dauerte mit Bummelzügen mehrere Stunden, bis ich vor dem Haus meiner Eltern stand. Für einen kurzen Augenblick fragte ich mich, ob die beiden mich überhaupt wiedererkennen würden. So lange war ich zwar nicht weg gewesen, keine drei Monate, aber irgendwas sagte mir, es wäre ihnen lieber, sie könnten in mir einen Hausierer sehen und mich fortschicken. Mit diesen Gedanken trat ich an die Tür und klingelte. Als der Summer ertönte, betrat ich das Haus. Ich behielt meine Schuhe an, ebenso meine Jacke. Allzu lange wollte ich nicht bleiben. Erst als ich die Treppe zur ersten Etage nach oben gestiegen war, wurde ich empfangen.

»Hallo, Lucas«, sagte mein Vater, der über dem Kreuzworträtsel eines Magazins brütete. »Na, treibt's dich auch mal wieder hierher?« In seinen Worten hörte ich Boshaftigkeit, aber vielleicht bildete ich sie mir nur ein. Oder wollte sie hören. Durch eine Glastür sah ich meine Mutter, während sie sich den Telefonhörer ans Ohr drückte, auf der Terrasse auf- und ablaufen, wie sie es meistens tat, wenn sie telefonierte und das Wetter gut war.

»Hallo, Dad. Wie geht's?«

»Kann nicht klagen. Viel zu tun gehabt diese Woche.«

»Im Geschäft?«

»Ja.«

Meine Mutter hatte das Gespräch beendet und kam herein. »Hallo, Lucas«, sagte sie und klang wie eine ungeübte Schauspielerin. »Schön, dass du mal wieder vorbeischaust. Hast uns ja gar nicht Bescheid gesagt. Jetzt haben wir leider nichts zu essen für dich da. Soll ich eine Pizza bestellen?«

»Nein, schon gut«, entgegnete ich. »Ich bin hergekommen, um euch etwas zu fragen.«

»Was denn, Lucas?«, fragte mein Vater und legte den Kugelschreiber in die Falz des Magazins. Er verschränkte die Hände auf dem Tisch, als ob er ein Geschäftsangebot von mir erwartete. Meine Mutter stand im Flur und blickte mich erwartungsvoll an.

»Ich habe nachgedacht«, begann ich. »Und ich würde gern wissen: Wieso sind wir damals umgezogen?«

»Das weißt du doch«, sagte Vater. »Ich hatte hier eine neue Stelle. Deshalb sind wir hergezogen. Das mit der Schule war ja auch kein Problem; du warst ja der Beste deiner Stufe. Hätten wir dein Zeugnis nicht bekommen, wären wir natürlich ein paar Wochen länger dort geblieben.«

Auf einmal kam ich mir wie ein Idiot vor. Wenn mein Vater es erklärte, klang alles so plausibel. Doch ich traute ihm nicht. »Wusstet ihr, dass an unserer Grundschule Experimente mit uns durchgeführt worden waren, und weil diese fehlgeschlagen sind, ist dieser Unfall geschehen, dem ich nur knapp entronnen bin? Wusstet ihr das?«

»Bei Gott, nein«, beteuerte Mutter, und Vater nickte, obwohl ich mir nicht sicher war, wem das Nicken galt. »Davon wussten wir nichts. Wir waren nur heilfroh, dass du nicht auf diesen Ausflug mitgegangen bist. Das war ja ein purer Zufall. Stell dir vor, du wärst dabei gewesen!«

»Ich wäre gerne dabei gewesen.«

»Wieso?«, fragte Mutter.

»Dann wäre alles ganz normal abgelaufen, alles nach Plan, niemand hätte für eine verpfuschte Akte sterben müssen, und ich säße



jetzt zu Hause, würde fernsehen und mir keine Gedanken darüber machen, warum ich noch lebe.«

Vater schüttelte den Kopf. »Ich verstehe gar nichts, Lucas. Setz dich doch erst mal hin! Lass uns ins Wohnzimmer gehen! Ich mache einen Kaffee.« Obwohl ich gar keinen Kaffee zu trinken pflegte (und ich war mir ziemlich sicher, dass mein Vater das wusste), setzte ich mich zu meinen Eltern an den Kaffeetisch. Ich zog nun sogar Jacke und Schuhe aus als Beweis dafür, keine Abrechnung machen, sondern mich wirklich unterhalten zu wollen. Unterhalten? Wohl eher unterreden. Das trifft es besser.

Als mein Vater mich fragte, was eigentlich passiert und wieso ich so aufgekratzt sei, schwieg ich. Ich fühlte mich nicht in der Position, irgendwem Rede und Antwort stehen zu müssen. Stattdessen erhob ich das Wort: »Leute, seid ihr imstande, mir eine ernste Antwort auf eine ernste Frage zu geben und nicht irgendeinen sinnlosen Kommentar oder eine Gegenfrage?«

»Das kommt ganz auf die Frage an, mein Sohn.«

»Genau sowas meine ich.«

Vater schwieg einen Moment. Er hatte genau begriffen, wartete aber dennoch kurz ab, bis er fortfuhr: »Welche Frage willst du uns stellen?«

»Sind wir damals weggezogen, damit ich an diesem Virus krepierre, das man uns gespritzt hat? Ja oder nein?«

Mutter setzte sich. »Würdest du uns denn glauben, wenn wir „nein“ sagen?«, fragte mein Vater wohl wissend, dass es eine Gegenfrage war. »Nein, ich denke, du würdest uns nicht glauben. Und willst du auch wissen, wieso?« Ich nickte. »Weil du unsere Liebe noch nie richtig verstanden hast. Wir waren dir immer peinlich, du hast uns nie etwas über dich erzählt, deine Probleme, was in der Schule war. Du hast uns missachtet.«

»Dad, da war ich sechzehn. Da ist man so; aber das ist lange her. Ich hab das Gefühl, ihr wollt den Spieß umdrehen. Und meine Frage habt ihr auch noch nicht beantwortet. Habt ihr, oder habt ihr nicht vorgehabt, mich sterben zu lassen?«

»Wir hatten, ja, ich gebe es zu«, sagte meine Mutter und versank im Wohnzimmersessel. Ich glaube, ich wurde bleich, als ich so ein Geständnis von meiner Mutter hörte. »Ja, wir hatten es«, wiederholte sie. »Es hatte sich angeboten. Aus der Zeitung wussten wir von den toten Kindern an anderen Schulen und hatten uns sofort gedacht, dass es was mit dem MMP zu tun hatte.«

»Dem was?«

»Dem ›Makellose Menschen Projekt‹. Wir wussten nicht genau, wer dahinter steckte. Dein Vater dachte an die Zytogenesis AG, aber wir hatten nur Besuch von zwei Herren bekommen, die, wie dein Vater letztendlich herausbekommen hatte, irgendeine Finanzdienstfirma betrieben oder sowas in der Art. Sie hatten uns von dem Projekt erzählt und uns gebeten, dich als Probanden zuzulassen. Das Projekt lief über die Schulärztin; die war auch irgendwie darin verwickelt. Die beiden Herren boten uns Geld an, wenn wir dich zulassen, und da es kein unerheblicher Betrag war, hatten wir zugestimmt – wie alle anderen Eltern übrigens auch. Es gab keinen aus deiner Klasse, der kein Teilnehmer war. Als dann der Ausflug bevorstand, sahen wir unsere Chance, unbemerkt zu verschwinden.«

»Um mich sterben zu lassen? Wieso?« Ich weiß nicht mehr genau, aber ich musste wohl sehr hysterisch geklungen haben. Ich glaube, das kann man mit nicht verübeln. Schließlich hatte ich eben aus dem Mund meiner Mutter erfahren, was ich seit dem letzten Abend befürchtet hatte. Die Nachricht erschütterte mich dennoch. »Ich dachte immer, ich wäre ein Wunschkind gewesen.«

»Für mich«, erklärte Vater. »Und zu Beginn warst du es auch. Doch als du in der Grundschule warst, da ist mir klar geworden, dass mir die Arbeit viel mehr bedeutet als du, und dass ich nicht den Nerv hatte, mich um dich zu kümmern. Und deine Mutter hatte dich ohnehin nie gewollt. Du hast sie ziemlich viel Nerven gekostet.«

Ich war kurz davor, aufzustehen und weinend davonzulaufen, in irgendeinen Wald zu gehen und zu sterben. Aber ich blieb, ich

wollte mir jeden Satz, jede Silbe seines Geständnisses anhören und auf der Zunge zergehen lassen, und dann wollte ich ihm ins Gesicht schlagen, dieses Haus für immer verlassen und zu Sophia und ihrer Tante zurückkehren. Wie ich sie vermisste. »Weiter! Ich höre.« In mir keimte die Idee, dass die beiden mir gerade etwas vormachten. Ein widerliches, krankes Spiel mit mir spielten. Aber wozu? Warum sollten sie mich so verletzen wollen?

»Ich hatte dann mit deiner Mutter beschlossen, dem Treiben ein Ende zu bereiten. Also zogen wir weg, und als du recht bald darauf krank wurdest, hatten wir alle Hoffnungen, du würdest die Krankheit nicht überleben. Aber du hast sie überlebt. Das Experiment war bei dir positiv verlaufen, aber wir sagten den beiden Herren nicht Bescheid, zumal wir ja gegen ihre Auflagen verstoßen hatten und fortgezogen waren, ohne ihnen Bescheid zu geben. Uns blieb also nichts anderes übrig, als dich weiterhin zu ertragen. Deine Pubertät war die beste Zeit mit dir. Du hast uns ignoriert und warst meistens bis spät abends weg. Richtig angenehm.«

Irgendetwas stimmte nicht. Es konnte nicht stimmen. Kein Vater spricht so über sein Kind. Selbst auf dem Weg zur Todeszelle umarmt eine Mutter ihren Sohn.

Dann tranken wir Kaffee. Er schmeckte scheußlich und bitter. Dazu gab es Buttergebäck, aber das machte ihn nicht besser. Und als ob nichts gewesen wäre, fragten mich meine Eltern, wie es mir denn gehe, was ich so mache und wie es mit dem Studium aussehe. Ich erzählte ein bisschen, erwähnte aber nichts von meinen derzeitigen Problemen und dass ich dieses Semester wegen zu vieler Fehlzeiten gar nicht mehr schaffen würde. Danach fragte ich meinen Vater, wie die Arbeit laufe. Er berichtete von einem Projekt, das gerade anstand, ich verstand nicht viel davon. Meine Mutter gestand, zur Zeit nicht allzu viel zu tun: Sie kochte, machte die Wäsche, putzte, sah oft fern und traf sich mit Freundinnen, weil Vater wegen des Projekts meistens erst spät von der Arbeit nach Hause kam. Für einen kurzen Moment glaubte ich, zu einer normalen Familie zu gehören.

Mir tat Sophia leid, denn nach den Ausführungen meines Vaters hatten auch deren Eltern zugestimmt, sie als Probandin für ein dubioses Projekt zu missbrauchen. Ich war enttäuscht von all diesen Eltern, sogar von der ganzen Welt, die so einen Wahnsinn überhaupt zugelassen hatte. Dann verabschiedete ich mich.

Vater und Mutter brachten mich zur Tür und wünschten mir eine schöne Woche. Was ich denn noch machen würde, fragte meine Mutter. Ich antwortete, ich würde eine Freundin besuchen. Sie wünschte mir viel Spaß, aber mit einem gespielten Unterton und einem Augenzwinkern.

Als ich die Tür öffnete, um zu gehen, standen zwei schick gekleidete Männer vor der Tür: der eine schlank und groß, der andere etwas kleiner und fremdländisch. Ein Ohrhörer führte von seinem Ohr in das Innere seines Jacketts.

Kurze Zeit später saß ich auf dem Rücksitz eines Tornados, und der Fremdländische, er hatte sich als Grimba vorgestellt, verhehlte nicht, dass er mich erschießen würde, sollte ich mich zu wehren versuchen. Wut stieg in mir hoch, als ich daran dachte, wie sich die Männer bei meiner Mutter für den schnellen Anruf bedankt hatten. Ich war ihnen in die Falle gelaufen. Ich zweifelte nicht daran, dass ich bald sterben würde. In diesem Moment war mir das alles egal, solange ich Sophia ein Lebewohl sagen und sie ein letztes Mal umarmen könnte.

*War das in diesem Moment das Wichtigste für Sie? Und es war Ihnen wirklich egal, wie die Geschichte für Sie selbst ausgehen würde?*

Ja. Mir war wirklich alles egal. Außer Sophia. Na gut, auch George war mir nicht egal, doch zwischen uns war es anders. Ich glaubte, er würde es verstehen, wenn ich plötzlich tot wäre, ohne mich von ihm verabschiedet zu haben. Vielleicht hatte er mich ohnehin schon aufgegeben. Aber Sophia. In jenem Moment, da ich an sie dachte, fragte ich mich, ob das Liebe sei. Es schien so unmöglich, da ich sie erst seit einem Tag kannte, und auch in der Grundschule hatte ich nichts gespürt. Aber dieses Gefühl. Es war so eigenartig,

und so wunderschön. Verzeihen Sie, wenn ich etwas kitschig werde. Aber so hatte ich mich eben gefühlt.

*Schon in Ordnung. Ich verstehe das. Aber was geschah dann? Wohin brachten die beiden Männer Sie?*

Grimba fragte mich auf Englisch nach einem Ordner. Ich wusste, welchen er meinte, doch ich erzählte ihm nichts von Sophia oder George, dem ich Kopien geschickt hatte. Er bat mich inständig, es ihm zu sagen, denn sonst müsste er es auf andere Weise herausfinden, die mir womöglich weniger gefallen würde. Mir machte das nichts mehr aus. Schlimmer, als von seinen Eltern verraten zu werden, konnte es nicht sein. Grimba verschränkte die Arme, als ich auch weiterhin nichts sagte, sank tief in das Polster und wartete ab. Obwohl ich mich unsicher fühlte, lehnte ich behaglich den Kopf an die Scheibe, starrte auf die Landschaft, die an mir vorbeiraste, und träumte.

Harak fuhr schweigend nach Wer-weiß-wohin, und als wir nach etwa einer Stunde auf einem Firmengelände hielten (in Wither vielleicht, das weiß ich nicht mehr genau; ich hatte nicht darauf geachtet), öffnete Grimba ein Klappfach in der Lehne des Fahrersitzes. Eine kleine Schatulle befand sich darin, die er sogleich herausnahm und öffnete. Ich zuckte zusammen, als ich die Nadel und das kleine, braune Fläschchen sah, in dem eine Flüssigkeit schwappte. Er zog die Spritze mit dem Inhalt der Flasche auf und sah mich drohend an. Ich streckte ihm bereitwillig meinen Arm hin, weil ich sicher war, dass er mir kein Gift spritzen würde.

Nach der Injektion befahlen sie mir, auszusteigen, was ich sofort befolgte. Ich wurde von zwei Männern in weißen Kitteln empfangen. Das Letzte, woran ich mich erinnern kann, ist, wie Harak und Grimba wegfuhr. Und dann Gänge. Trist und grau. Ein Raum. Nichts.

*Nichts? Wie meinen Sie das?*

Da war plötzlich nichts. Das Mittel, das mir die Typen gegeben hatten, musste angefangen haben zu wirken. Mir wurde ganz schummrig, und dann erinnere ich mich an nichts mehr. Aber ...

Sagen Sie mal ...

Wer sind Sie eigentlich?

## *Lucas*

»Habt ihr endlich, was ihr braucht?«, rief der Mann im Kittel einer Kamera zu. »Das Zeug hört auf zu wirken, und ich hab keinen Bock mehr, mir das ganze Gefasel reinzuziehen.«

Eine Stimme ertönte aus einem Lautsprecher: »Alles in Ordnung, Mr. Doppler. Wir haben alle Informationen, die wir brauchen. Die beiden sind wieder da. Wir lassen ihn abholen.«

»Ich bitte darum.« Der Mann im Kittel warf selbigen auf seinen Sessel und lächelte, als er sah, dass Lucas kein Wort verstand und nicht wusste, wo er sich befand. »Die Sitzung ist aus«, sagte er, schrie er fast, und stoppte das Band. »Und einer soll das Band abholen!«, rief er der Kamera zu. »Ich will es in spätestens fünf Stunden in meiner Praxis haben.« Dann verschwand er durch eine Schiebetür aus dem von Leuchtstoffröhren hell erleuchteten, mit Pflanzen und Bildern eingerichteten Raum. Lucas blieb ratlos zurück. Wo war er?

Nach ein paar Sekunden öffnete sich die Tür erneut. Ein älterer Herr im hellen Anzug trat ein; seinen großen Kopf umkränzte graues und schütteres Haar. Dahinter kamen zwei finstere Gestalten, die Lucas als Harak und Grimba identifizierte. »Was ... was ist passiert?«, fragte Lucas.

»Sie haben uns geholfen, ein bahnbrechendes Projekt erneut aufnehmen zu können«, erklärte der Mann. »Durch Ihr Blut.«

»Mein Blut?«

»Ja, richtig. Es hat freilich etwas gedauert, bis wir es hatten. Dank dieser beiden Finanzberatungstrottel. Aber die sind ja auch nicht mehr da.« Harak und Grimba nickten fast unmerklich. »Auch Sie

werden jetzt gehen müssen, Mr. Wind. Aber denken Sie daran, so pathetisch es auch klingen mag: Sie haben der Menschheit geholfen, unsterblich zu werden.« Er wandte sich zu Harak. »Ich bin fertig. Ihr könnt ihn mitnehmen.« Dann ging er.

Harak und Grimba richteten ihre Jacketts zurecht, wobei ihre Revolver in den Brustholstern demonstrativ für einen kurzen Moment hervorschauten. »The choice is all yours«, erklärte Grimba, als sei er der Moderator einer Spielshow. »Come with us. Or we'll make you come with us. What do you say?«

Lucas schwieg einen Moment. Seine Gedanken klärten auf, aber es lag immer noch ein leichter Nebelschleier über ihnen, der ihn ratlos dreinblicken ließ. Die beiden Männer warteten. Lucas erinnerte sich. Langsam. Dann folgte er Harak und Grimba nach draußen.

Lucas lief zwischen den beiden Männern, als sie den Gebäudekomplex verließen. Er dachte an das Letzte, woran er sich erinnern konnte. Da waren Sophia und ihre Tante, dann später seine Eltern, er hatte mit ihnen geredet, hatte es einen Streit gegeben? Ihnen war nicht zu trauen. Die beiden Männer standen vor der Tür, sie haben ihn mitgenommen, er hatte in diesem Tornado gegessen, dann wieder Sophia, Grimba, eine Spritze, ein Firmengelände, nichts. Wie lange war er schon hier? Hatte er diesem fragwürdigen Doktor tatsächlich alles erzählt? Alles? Auch Dinge, die niemand wissen sollte?

Draußen war es dunkle Nacht. Vor dem Gebäude stand der Tornado. Harak fuhr, Grimba saß hinten bei Lucas, der den Kopf zur Seite neigte und sogleich einschlief.

Als Lucas erwachte, stand der Sportwagen, und Grimba stieß ihn in die Seite. »Time to go.«

Lucas öffnete die Tür und stieg aus. Erst jetzt erkannte er, dass sie vor dem Haus standen, in dessen Keller er wohnte. Es dämmerte am Horizont. Harak, der schwarze Handschuhe trug, kam gerade die Einfahrt hinab. »Alles bereit. Könnt kommen.« Grimba



fasste Lucas an die Schulter, eine Geste, die dieser nicht erwartet hatte, so dass er zurückzuckte. »I won't harm you«, sprach Grimba beruhigend. »It'll be alright. Trust me! You will feel well. I promise.« Lucas wusste, was der Mann, der immerfort Musik hörte, meinte. Er war bereit, ihm zu glauben. Das müssen die ganzen Drogen sein, die sie mir gegeben haben, dachte Lucas. Mir ist egal, was gleich passieren wird. Das müssen die Drogen sein. Ich muss versuchen, etwas zu unternehmen.

Er unternahm nichts. Aber die Drogen waren nicht daran schuld.

Lucas trat in die Wohnung, die bereits offen stand. Instinktiv griff er an seine Jackentasche; der Schlüsselbund befand sich nicht darin. Schwaches, gedämmtes Licht tauchte den Raum in elektrischen Kerzenschein. Es roch nach gebratenem Hackfleisch. Lucas verspürte Hunger. »Please sit down!« Er setzte sich auf einen dünnbeinigen Stuhl und lehnte sich gegen die Tischkante. Schwindelig. An die Flasche Rum, die neben dem Gesteck stand, konnte er sich gar nicht erinnern.

Es dauerte mehrere Minuten, Minuten, in denen Harak und Grimba schwiegen, bis Lucas Sophia registrierte, die blutüberströmt neben dem Sofa lag. In ihrer Brust steckte ein großes Fleischmesser. Das Blut war recht frisch. Sie lag noch nicht lange hier. Lucas blieb ruhig.

»She was part of our job«, erklärte Grimba. »As are you. We're sorry for you.«

Lucas nahm die Flasche Rum, öffnete den Schraubverschluss, setzte an, zögerte und stellte sie anschließend wieder zurück. »Who cares?«, fragte er und fuhr mit dem Zeigefinger die Kante des Flaschenhalses entlang.

»Did you like her?«

»I don't know. Ich weiß es wirklich nicht. Es war seltsam.«

»All love is strange.«

»Liebe? Ich kannte sie einen Tag. Impossible.«

»All love is strange.«

Lucas setzte die Flasche erneut an.

»Du solltest wissen«, begann Harak, warf zwei kleine Päckchen auf den Tisch und zeigte auf die Flasche. »Wenn du das hier trinkst, war's das.«

Lucas zögerte. »Und wenn ich es nicht trinke?«

»Du wirst es trinken.«

Lucas nahm einen großen Schluck. Der Rum war gut, aber er brannte in seinem Rachen, und beinahe hätte er sich übergeben. Noch ein Schluck. Noch einer. Ihm wurde übel.

Nach einer Minute wurde ihm so schwindelig, dass er nicht mehr sitzen konnte. Er stürzte zu Boden und merkte, wie der Alkohol und die Medikamente ihn zerfraßen. Zu Sophia. Er wollte zu Sophia, doch seine Hände waren schwach, und er fand keinen Halt auf dem Boden, um sich zu ziehen. Jemand packte ihn. Plötzlich war er neben dem Mädchen. Ihre Augen waren aufgerissen, als hielten sie angestrengt nach ihm Ausschau. Er umarmte sie und roch geronnenes Blut. Er spürte es auf seinen Händen, an seiner Kleidung. Er schwamm darin.

Irgendwann hörte er, wie sich die Wohnungstür schloss. Er musste kurz eingeknickt sein. Aber er wollte noch nicht abtreten. Etwas hatte er noch zu tun, ein letztes Unternehmen. Eine Busfahrt.

Es war hell, und die Landschaft, die an ihm vorbeizog, war schneebedeckt. Alles glitzerte, und er presste die Wange an die kühle Scheibe. Sophia saß neben ihm und lächelte. Ihr Gesicht war wie ein schöner Winter.

Um ihn herum: Stille, obwohl die Schüler schrien und tobten. Manche sangen irgendein Lied. Für Lucas gab es nur sie. Weiter nichts. Und für sie gab es nur Lucas. Weiter nichts. Sie waren füreinander geboren, hatten füreinander gelebt. Einigkeit. Ruhe.

Der Bus bebte, und die Landschaft zog in die Höhe, als er den Abhang hinunterschleuderte. Alle schrien und tobten. Manche

sangen das Lied einer Beerdigung. Kurz sah Lucas im Spiegelbild des Fensters die Gesichter seiner Eltern. Als der Bus über ein Schlagloch fuhr und hart aufsetzte, zersplitterte die Scheibe und zerkratzte sein Gesicht. Blut lief aus mehreren Schnitten. Auch Sophia blutete. Dann küssten sie sich. Innig.

Der Bus hielt abrupt an, die Schüler flogen durcheinander. Nur die beiden nicht. Sie trotzten der Trägheit. Alles hörte auf zu atmen. Nichts. Ein Traum. Lucas war nicht dabei gewesen, hatte nicht neben Sophia gegessen. Aber der Kuss ...

Lucas' letzter Gedanke galt einem Mädchen namens Sophia.

Es war seltsam.

## George

»Und wie sind Sie dann schließlich entkommen?«, fragte George. »Wer war in dem Aufzug?«

»Dieser Glatzkopf. Er hat mich in die Tiefgarage geschickt, wo diese beiden Typen auf mich gewartet haben. Sie haben mich mit verbundenen Augen irgendwohin gefahren und mich dann ausgesetzt. Ich habe mich natürlich sofort auf den Weg gemacht, Sie zu suchen.«

»Wieso?«

»Ich hatte ja versucht, Sophia Ground zu erreichen. Aber ich habe sie nicht erreicht. Da ich die Methoden der beiden Kerle kannte, bin ich vom Schlimmsten ausgegangen. Sie, Mr. Lincon, waren der beste Freund von Lucas. Ich musste Sie warnen, und da ich ja wusste, wo sie wohnen, bin ich gleich hergekommen.«

»Warnen? Was soll den passieren?« George stand von seinem Stuhl auf und lief eine Runde durch die Wohnung. Es war fast Morgen. Die Geschichte Theodore Longs hatte ihn verwirrt.

»Und da fragen Sie noch? Alle, die etwas mit diesem Ordner zu tun hatten, wurden wahrscheinlich ermordet. Und Sie könnten der nächste sein. Tun Sie sich einen Gefallen, verbrennen Sie das Zeug und verschwinden sie für ein paar Tage. Oder für ein paar Wochen. Machen Sie Urlaub!«

»Aber ich habe doch gar nichts mit diesem Ordner zu tun. Ich habe ihn nie gesehen.«

»Und ... Lucas hat Ihnen auch nichts geschickt?«

George stützte sich auf das Fenstersims und sah einem blinkenden Punkt nach, der über den Nachthimmel flog. Es dämmerte

leicht. »Keine Ahnung. Ich habe seit dem Wochenende noch nicht nachgesehen.«

Als George erwachte, lag er gegen die Wand gelehnt auf dem Boden. Sein Kopf schmerzte.

Theodore Long war verschwunden. Als George sich aufrichtete, sah er einen dünnen Fetzen Papier auf dem Tisch liegen. Darauf stand in zittriger Schrift: *Es tut mir Leid. Ich hoffe, Sie verzeihen mir. Ich könnte Ihr Leben gerettet haben. Nicht alles, was ich erzählt habe, ist wahr, damit sie nicht auf dumme Gedanken kommen und denselben Fehler machen wie ich. Vergessen Sie einfach alles. Ich hoffe, sie lassen mich am Leben. Machen Sie's gut! Theodore Long.*

George schüttelte den Kopf, las die Nachricht nochmals. Sein Blick streifte den Schlüsselkasten. Er war offen, und ein Schlüssel fehlte. »Der Briefkasten«, flüsterte George und hastete ins Erdgeschoss. Der sandfarbene Metallkasten, auf dem sein Name stand, war offen. Lediglich der kleine Schlüssel lag darin. George schlug mit der Faust auf das Blech, so dass es sich verbog, und rannte vor die Tür, sah sich um: Menschen, Autos, Lichter. Er fluchte.

Wieder in seiner Wohnung angekommen, hängte George den Briefkastenschlüssel zurück in den Kasten. Wütend stampfte er auf den Boden und trat ein Buch, das neben dem Sofa lag, quer durch den Raum. Er schrie. Als er sich beruhigt hatte, griff er zum Telefon.

## Zalman

Hauptkommissar Zalman stoppte das Band und setzte die Kopfhörer ab, als das Telefon läutete. Er warf einen flüchtigen Blick durch die Panoramafenster in das Großraumbüro des Polizeireviere. Die meisten Arbeitsplätze waren schon dunkel. Er rieb sich die müden Augen, bevor er zum Telefon griff. »Zalman.«

Eine junge Frauenstimme meldete sich, eine Telefonistin des Notrufcenters, soweit sich Zalman erinnern konnte: »Mr. Zalman? Hier ist ein junger Mann am Telefon, der sie dringend sprechen möchte. Ein gewisser George Lincon.«

»Durchstellen.«

»Ich stelle durch.« Es klickte in der Leitung.

»Zalman.«

»George Lincon. Sie erinnern sich?«

»Ich erinnere mich, Mr. Lincon. Und ich hoffe, Sie erinnern sich, dass der Notruf nicht dafür genutzt werden darf, sich zu einem bestimmten Mitarbeiter der Polizei durchstellen zu lassen.«

»Tut mir Leid. Ich hatte ihre Nummer nicht.«

»Was gibt es denn?«

George berichtete kurz von Theodore Long und dessen Geschichte. Zalman unterbrach ihn kein einziges Mal, notierte aber wichtige Details. Da George auch von der Nachricht erzählte, die Long ihm hinterlassen hatte, markierte er sämtliche Informationen mit einem Fragezeichen.

»In Ordnung, Mr. Lincon. Ich werde sehen, was ich herausfinden kann. Danke, dass Sie mich benachrichtigt haben.«

»Haben Sie denn schon etwas herausgefunden?«

»Das ist vertraulich.«

George schwieg, und Zalmann konnte beinahe durch die Leitung sehen, wie dieser ihn flehend anblickte.

Zalmann seufzte. »Hören Sie zu! Sie sind Mordverdächtiger in diesem Fall. Dass ich Ihnen irgendwas erzähle, ist ziemlich riskant für mich.«

»Ich will doch nur wissen, was passiert ist. Ich verstehe es einfach nicht.«

Zalmann holte innerlich tief Luft. Dieser George klang vertrauenswürdig. Obwohl es gegen jede Regel verstieß, begann Zalmann: »Ich höre mir gerade das Tonband an. Darauf erzählt ihr Freund Lucas einem Therapeuten seine Geschichte, vermutlich diesem Doppler, von dem auch die Rechnungen im Briefkasten des Toten stammen.«

»Und was erzählt er?«

»Nichts Besonderes. Wie er diese Sophia Ground kennengelernt hat. Aber er schien sie eigentlich sehr zu mögen. Ich konnte bisher nicht herausfinden, weshalb er sie hätte erstechen sollen. Was Sie übrigens in noch schlechteres Licht rückt.«

»Ich war es nicht. Wenn das, was Long erzählt hat, stimmt, dann gibt es da zwei Auftragskiller, die ziemlich radikal sind. Die können töten, ohne Spuren zu hinterlassen.«

»Ich werde mich darum kümmern. Kommen Sie doch bitte morgen früh aufs Revier und machen eine Aussage über diesen Long. Vielleicht finden wir ja eine heiße Spur, wenn wir alles zusammentragen, was wir haben.«

»In Ordnung. Bis morgen!«

Zalmann legte auf und bekam ein schlechtes Gewissen, weil er diesem Fremden, diesem Verdächtigen etwas über den Fall erzählt hatte. Als es gegen die Innenscheibe seines Büros klopfte, schreckte er auf. Sein Kollege öffnete die Tür und lehnte sich in den Raum. »Wir wollen noch was trinken gehen, Samuel, Anette und ich. Kommst du mit? Runter in die *Wankelstube*?«

»Wenn ihr noch kurz wartet. Ich bin gleich da.«

»Okay. Bis gleich.«

Zalman wandte sich wieder dem Bandgerät zu. Als er die Kopfhörer aufsetzen wollte, stockte er. Das Band war fast am Ende, und ein zweites gab es nicht. Er schaltete auf externe Lautsprecher um und drückte auf *play*. Während das Band lief, machte er sich fertig.

*Dann tranken wir Kaffee. Er schmeckte scheußlich und bitter. Dazu gab es Buttergebäck, aber das ...*

Zalman warf seinen Mantel um und betrachtete kurz sein Spiegelbild im Fenster. Er fand, er sah aus wie ein abgehalfterter Detektiv aus einem alten Kriminalfilm. Müde. Ränder unter den Augen. Er öffnete die Glastür und verharrte, während das Band noch lief.

*Mir tat Sophia leid, denn nach den Ausführungen meines Vaters hatten auch deren Eltern zugestimmt, sie als ...*

Zalman gähnte, und etwas knackte. Er war sich nicht sicher, ob das Knacken von seinem Kiefer oder dem Lautsprecher des Bandgerätes gekommen war.

*Vater und Mutter brachten mich zur Tür und wünschten mir eine schöne Woche.*

*Zum ersten Mal seit langer Zeit hatte ich einen herzensernsten Wunsch, den Wunsch, Sophia wiederzusehen und sie in den Armen zu halten. Dann ging ich.*

Zalman nickte zufrieden, als er die Stille hörte. Er ließ die Glastür zufallen und sah, dass Samuel, Anette und Gilbert bereits ihre Jacken angezogen hatten und auf ihn warteten.

Dann stoppte das Tonband.